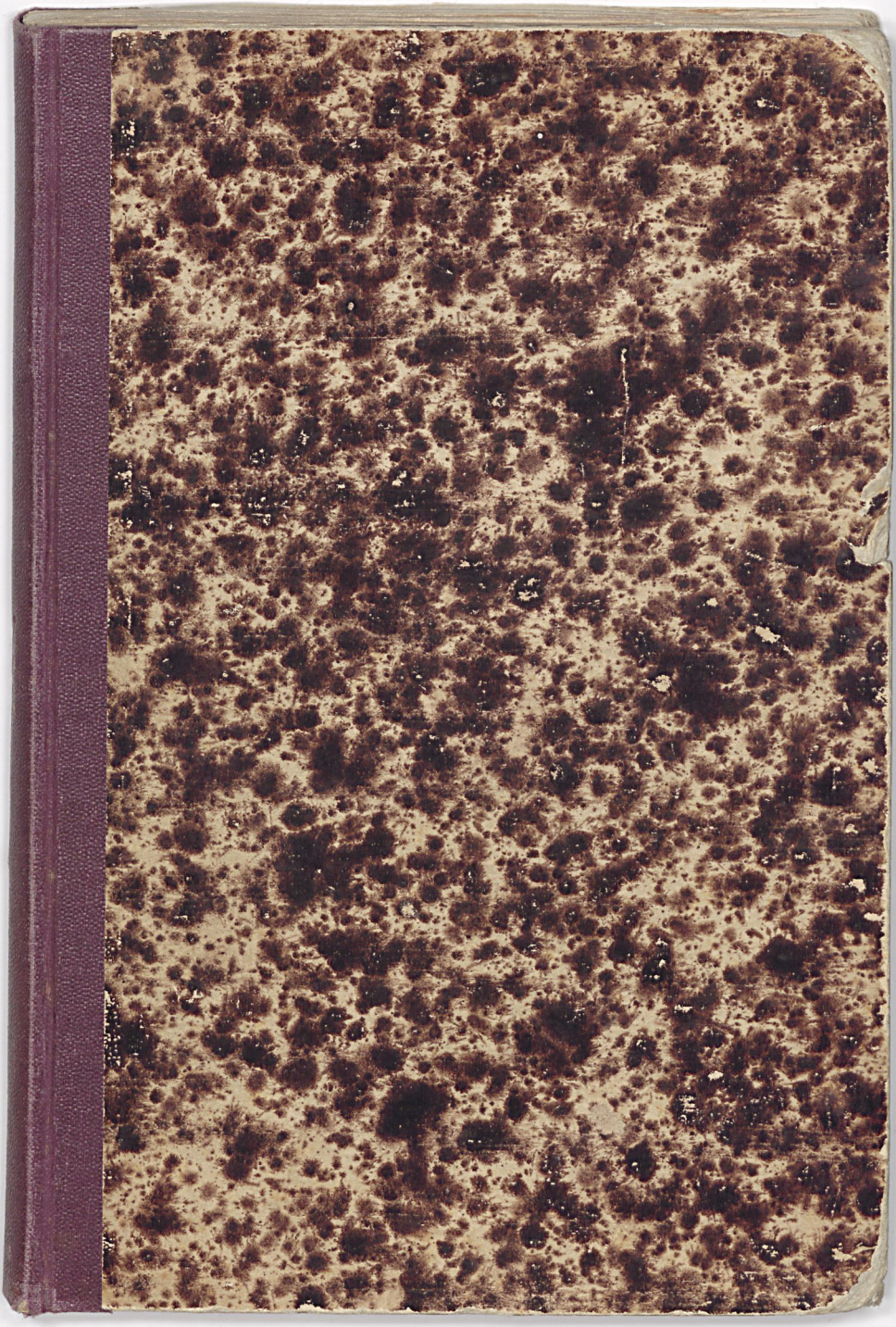


(CC BY-NC-SA 3.0 AT) www.landesbibliothek.steiermark.at - 2013

Steiermärkische
Landesbibliothek
Handschriftensammlung

(CC BY NC-SA 3.0 AT) www.landesbibliothek.steiermark.at - 2019

P. K. Rosegger's

Volkskalender

1865.

Reich illustrirt.

(CC BY-NC-SA 3.0 AT) www.landesbibliothek.steiermark.at – 2013

(CC BY-NC-SA 3.0 AT) www.landesbibliothek.steiermark.at – 2013

(CC BY-NC-SA 3.0 AT) www.landesbibliothek.steiermark.at

Gablenz

P. K. Rosegger's

Volkskalender

1865

Krieglach Obpl.

(CC BY-NC-SA 3.0 AT) www.landesbibliothek.steiermark.at - 2013

Volkskalender

1865

(CC BY-NC-SA 3.0 AT) www.landesbibliothek.steiermark.at - 2013

Gruss an teutsche Brüder!

Lüftlein du mit deinem lauen teutschen Gruße,
Walle hin zu Teutschlands fernen Landesgrenzen,
Reiche jedem biedern teutschen Sohn den Bruderkuß,
Denn alten teutschen Sinn als Heiligthum bewahren.
Teutscher Gruß an teutsche Brüder!
Teutschen Sängern teutsche Lieder!
Teutschen Männern teutsche Ehre,
Teutsches Wort und teutsche Wehre,
Teutscher Muth in Streit und Krieg:
Teutscher Kampf und teutscher Sieg!

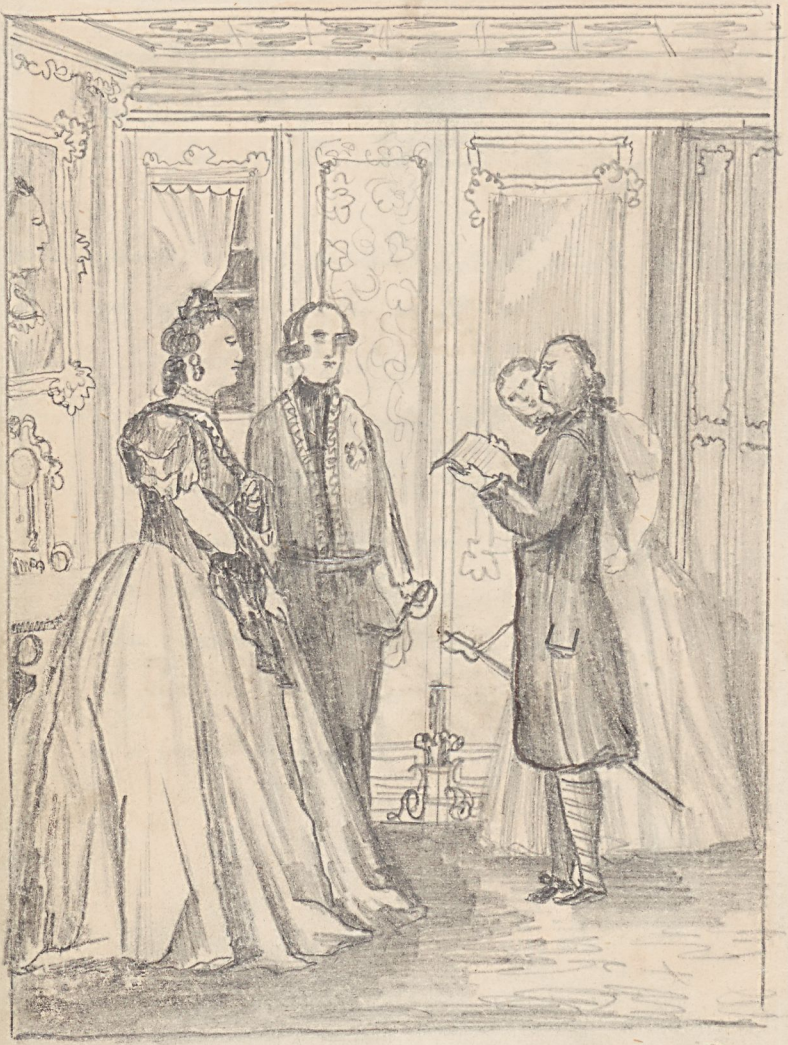
Teutschlands Ruhm und Ehre muß uns heilig sein,
Dies ist unser Lehen die wir müssen wahren;
Will des Räubers Tücke diesen Edelstein,
Dann auf ihr teutschen Brüder, ihr Wehren Rächer scharen:
Teutsche Faust und teutsches Eisen,
Den Verächter den Feind zu weisen,

Deutschen Männern deutsche Ehre,
Deutsches Wort und deutsche Wehre
Deutscher Muth in Streit und Krieg,
Deutsches Recht, und deutscher Sieg!

Aus Steiermark heraus schallt auch dieses Wort,
Steirer sind die letzten nicht im Kampf der Ehre,
Fürs Heimathland allhier und für Brüder dort
Stellt voll heißer Kampfeslust der Steirer sich zur Wehre.

Steirers Sitte ist deutsche Sitte
Treu und deutsch sein Landessitte.
Steirerblut ist deutsches Blut,
Steirermuth ist deutscher Muth,
Jeder steht in Streit und Krieg,
Steirerkampf und deutscher Sieg!

P. K. Rosegger.



Zur Erzählung: „Ein junger Poet.“ Bild 63.

Volksbuch

zur

Unterhaltung u. Belehrung.

(CC BY-NC-SA 3.0 AT) www.landesbibliothek.steiermark.at - 2013

(CC BY-NC-SA 3.0 AT) www.landesbibliothek.steiermark.at - 2013

Amor im Hochland,

Volksgeschichte aus Steiermark, von

Rosegger -

Ei nun nimt es mich nicht mehr Wunder, daß in den heitern Tagen der wärmeren Jahreszeit so viel Volk von Land und Stadt zu Fuß auf die Alm steiget – nicht bloß weil dort im wahrsten Sinne des Wortes Milch und Honig fließet, – ich ziele auf die Schwaigerin an, – sondern weil es – so zum Beispiel im August oder später hinaus wenn die Witterung klar, auf der Alm, so recht im eigentlichen Hochland, gar so innerlich und äußerlich schön und angenehm ist. Da, so recht auf dem Haupt des Landes, wo man natürlich dem Himmel viel näher ist, und man

bloß eine Leiter nöthig zu haben wähnt, um ganz gemächlich in den Himmel hinauf und hineinsteigen zu können — da, wo man recht duft-duftig hinab wenn in ein Thal schauen mag, will man das heimatliche Dorf sehen im Thalgrund.

Ja, im Hochland, da ist es schön! — Wenn euch frischer Almwind anweht als wie ein Hauch Gottes, wenn die gefiederten Sängerchen — ich meine die Vöglein — etwas abseits im Walde wispern und zitzern und lispern, als ob sie — weiß Gott was Wichtiges miteinander auszuwispern hätten. Und wenn der Himmel so heiter und blau und rein ist wie der edle Blick der ersten Liebe — da möchte man doch einen hell aufjauchzen und hoch den Hut schwingen, und rufen: Meiner Seel, schön ists im Hochland.

Da herunten in der Stadt gibt es allerhand Ungemach — (obs droben auch so ist) nicht bloß eine Eifersucht - Feindschaft, - Verlust - sondern auch anderes Unglück - so daß Einem manchmal schier das Leben verdriessen möchte, und aus dem Stammenbüchl gewisse Hauptworte einfallen als zum Exempel: Messer, Strick - Pistole, Wasser --- Leser, ich glaub's zwar nicht, doch wenn dir etwa einmal dergleichen — ich meine nur — so ungefähr einfallen sollte, geh aufs Hochland. Bist du einmal droben, und fühlest du's Almlüftel, und siehst die Schwagerin, und genießest einmal von ihrem Butter

und Käs, – da weißt du den Gedanken an die
bräuchigste Schnur, oder Pistole und dergleichen
– einstweilen auf die Seite legen, und die den-
ken: so was ist alle Zeit noch früh genug.

Ja, so eine steirische Schwaigerin – besonders wenn
sie jung ist, ist ein unendlich liebes Ding – das man zum
Gedanken gern haben muß – im Ernst! – Kommt so ein
Fremder herauf und begehrt Milch, Käs und Butter – er-
er bekommt's – und erhält die Einladung: wenn er et-
wa dableiben wolle über Nacht, so könne er auf
der Ofenbank schlafen, Platz genug. (Aber daß er
sich in Ehren benehmen, versteht sich.) Übrigens ist sie gar
nicht heikel und spröd.

So ist in der Regel die steirische Schwaigerin – bisweilen,
es gibt auch Ausnahmen – ich wüßte auch wohl Geschichten
zu erzählen von jungen kleinen Stadtherren, die die
Geschenke der Schwaigerin zu einem Andenken zurückbrin-
gen, und die entweder der Gemeinde zur Last fallen, o-
der ins Waisenhaus gebracht werden mußten.

Ja, für so ein Kuhmädchen droben, gibt's gar nichts ge-
fährlicheres als so einen gewichsten und gebildeten
Stadtherrn, oder einen vom Land herauf, das heißt wenn
sie früher noch kein Verhältniß hat.

Eben heute sahen wir zwei Herren aus der Haupt-
stadt gegen das Hochland steigen. Doch, die oben ausge-
sprochenen Lebensgenüsse können wir ganz weglassen, denn

der eine von ihnen ist schon über sechzig Jahre hin-
aus, und hat schon graue Haare, und der andere,
nu, das wären freilich ein frisches Blut so mit zwei-
und zwanzig Jahren, doch er hat schon eine ernst man-
ste Liebschaft in der Stadt, die ihm täglich nicht wenig
Kreuzer kostet.

Kaum eine Stunde von der Ebene entfernt lie-
ßen sich die zwei Herren unter dem Schatten einer
Lärche nieder, beide schienen gerade nicht in be-
ster Laune zu sein. Der Junge blickte daher
vor sich auf den moosigen Boden: seine Sinne
mochten sich mit einem ganz besonderen Gegenstand
beschäftigen. Der Alte aber, mit den grauen Haa-
ren, brummte äußerst mißvergnügt, indem er
sprach:

„Kann ihnen durchaus nicht Unrecht geben, Eugen, bloß
wegen dieser unbequemlichen, nichts weniger als
romantischen Berge eine solche Reise zu machen, und
dabei Hitze und Durst leiden – eine schöne Erholung
das.“

„Glauben Sie, Herr Professor“, entgegnete der
junge Mann – „Hier ist es allerdings nicht sehr
romantisch wo man sonst nichts als die einfache Ge-
gend sieht, durch welche man gekommen ist, aber
wir befinden uns ja noch nicht auf dem Höhepunkte
des Hochlandes.“

"Der Teufel hole sie mit ihrem Hochland, ich wollte wenn ich nur wieder in der Stadt wären, aber das einförmige Sehen und Gehen mit der bedeutendsten Kühle von der Welt, — wenn ich nur Wasser hätt, oder Milch — da plaudern die Leuten Wundersachen von den Alben und ihren Genüssen — schöne Genüsse das, wo man im Wirthshaus nicht einmahl einen Schluck Wasser bekommen kann."

"Aber ich bitte, — lassen sie doch Zeit, Herr Professor, sind wir nur erst oben."

"Ei mit ihrem immerwährenden Zeitlassen, sonst können sie gar nichts sagen, beuteln auf den ganzen Weg wie ein Salzbund, und lassen den Kopf hängen, sie sind unausstehlich — ich glaubte an ihnen einen besonders geeigneten Reisegefährten zu wählen, diesmahls aber sehe ich mich in meiner Wahl betrogen."

Eugen schwieg, und als der alte Herr etwas ausstand um sich so recht auszutoben, benützte er die Gelegenheit, in dem er ein Photografiebild aus seiner Tasche betrachtete, das früher sorgfältig eingemacht war in seinem [illegible]. Es war eine Mädchengestalt von lieben edlen Aussehen, und der junge Mann — ei, die Liebe die Liebe — er küßte das Bild.

"He! was haben sie denn dort?" fragte Professor Heinrich hastig, da er es bemerkt hatte: "ich glaube gar es ist ein Portrait; von wem, wenn man bitten darf?"

(CC BY-NC-SA 3.0 AT) www.landesbibliothek.steiermark.at - 2013

"Von von – von meiner" – Mutter, wollte Eugen sagen, brachte aber die Lüge nicht über die Zunge.

"Lassen Sie sehen."

"Ist nicht der Mühe werth, Herr Professor – ist nur so eine kleine Zierde – so ein Angedenken – so so –"

"Zierde – Angedenken – ein junges Mädchen, wie ich bemerkte – Sie, das wird schön werden. Habe ich es ihnen nicht schon tausendmahl gesagt, fangen Sie mir keine solchen Dummheiten an! – geben Sie mir das Portrait, Sie brauchen so was nicht; Sie sind mit dem Schulalter noch nicht fertig. – Geben Sie es her – ich kann keine Liebschaften leiden."

"Ich erlaube mir zu bemerken, Herr Professor, dass Sie zu strenge sind." versetzte der junge Mann den wir Eugen ~~kennen~~ nennen. "So gütig und nachsichtig Sie sonst in jeder Hinsicht sind, aber in diesem Punkte sind Sie zu strenge, und doch kann ich ihnen sagen dass in ihrem ganzen Institute kein einziger Jüngling ist, der nicht eine Passion hat, Jeder ist verliebt."

"Eugen! Lügen Sie nicht! ich kenne meine Schüler – keiner – bloß Sie ausgenommen – hat solche Grillen im Kopf. Nur in ihrem Kopf spukt es von Lieben – von Herzensangelegenheiten und dergleichen Teufelswerk – ich bemerke es schon seit längerer Zeit – aber

ich kann es einmahl nicht leiden – keiner meiner Zöglinge darf sich unterstehen mit einem Weib et-was zu thun zu haben."

"Aber das schadet ja unserem Institute nicht ent-gegen?"

"Entgegen oder nicht – es sind erbärmliche Albern-heiten, und die kann ich einmahl nicht leiden."

"Aber ich wage es zum zweitenmahl zu behaupten" versetzte Eugen Sommer – "daß ihre Zöglinge alle verliebt sind. Ich könnte es beweisen, doch am Ende gestehen sie es selbst."

Auf diese Worte folgte eine Pause, und der Professor starrte finster in den Walddunkel, bemerkte aber die zwei Waldtauben nicht die miteinander schnäbelten, und dann davonflogen um sich ein Nestchen zu bauen. "Nun ist die Schule des Professor Heinrich eine unglück-liche Schule," murmelte er endlich.

"Mein Herr, das ist sie nicht." versetzte Eugen, "gestählt, wohl unterrichtet, und mit Wissenschaf-ten vorbereitet kann Jeder froh und glücklich ihre Schule verlassen und in die Welt hinaustret-ten mit dem guten Bewußtsein die Jugendjahre wohl angewendet zu haben. Ich selbst gewann die-se innere Überzeugung, und bin ihnen vielen Dank schuldig Herr Professor."

"Ein schöner Dank das, unter meiner Aufsicht, gegen meinen entschiedenen Widerwillen sich

solche Dummheiten in den Kopf setzen. Schöner Dank das; – "

"Aber Herr Professor, Sie machen mich bedauert, ich möchte ihnen ja alles gestehen, längst schon hätte ich es gethan, aber ich fürchtete ihren Tadel. Ach – wüssten Sie, Herr wie ich leide – es ist hart zu lieben, und keine Hoffnung zu haben jemahls das geliebte Wesen zu besitzen."

"Nun, da gebe ich ihnen den ganz einfachen Rath" – unterbrach ihn der Alte mit den grauen Haaren – "wenn ihnen ohnedem hart ums Herz – lassen Sie die Dummheit bleiben."

"Also Sie wüssten wirklich nicht – ach, das kann man nicht – wenn Amor mit seinem Pfeile trifft, dessen Loos ist gefallen."

"Amor? wer ist dieser Amor?"

"Der Gott der Liebe." Lispelte der Schüler dem Meister.

Da ward der Professor wieder ekstatisch, "Das gemaledeite Heidenzeug da, das sich selber Götter macht!" schrie er. "Jung ist ein Heidengott, Lug seiner Liebe – zum Dummheit eure Verstand."

"Aber ich bitte, Herr Professor, es ist ja zu dem Menschen ausgesetzt –" "– niemals

zu sterben" unterbrach ihn der Förster, "das ist ganz gut"

"Lange aber einmahl zu leben und zu lieben. Die Liebe ist dem Menschen angeboren, und sie wird gewiß entweder früher oder später."

"Ei freilich, das ist nur Grundsatz ihr Heiden, mit dem ihr eure verfluchte Huererei zu entschuldigen sucht. Das was ihr Liebe nennt, ohne die ihr nicht leben zu können wähnt, das ist sonst gar nichts als leere Einbildung. Glauben sie mir das, Eugen, mir, dem Mann glauben sie es, der schon über sechzig manche Lebensjahre hinter sich hat. Auch ich war einmahl jung, und ein Brausekopf, Laufen und Springen, und Jagen und Schießen war meine Passion, aber von Gefühlen und Empfindungen, wie sie die jetzige Jugend ausdrückt, von einer Neigung zum Weibe war bei mir keine Spur, ich dachte nicht einmahl daran."

"Also sie sollen wirklich nie geliebt haben?" fragte Eugen mit dem Ausdrucke des höchsten Erstaunens."

"Das nicht – ein Weib habe ich geliebt, und dieses war – meine Mutter."

"Also war wirklich kein Mädchen im Stande, ihnen Interesse einzuflößen – konnten sie keine

taub und gefühllos sein gegen die Schönheit und Reitze des weiblichen Geschlechtes? – o da wären Sie stark."

"Ei – ich glaube da braucht man nicht gar so besonders stark zu sein, wenn man nur Ehre und Überzeugung hat. Ja, es hätte schon Gelegenheit gegeben, begegnete wol so manche Metze die mich angrinzte, und ihren blendenden Hals zur Schau trug und so einschmeichelnd gegen mich war – aber glauben Sie, mir war ein Lächeln zu erzwingen? – ich machte kurze Umstände, nahm meinen Stock, und jagte die Hure zu allen Teufeln. Nein, mit dergleichen Liebeleien habe ich mein Lebtag nichts gehalten, und werde es auch nie thun – wohl, sehr wohl wenn man ein Ende segnen kann: ich war nie der Plage eines Weibes."

"Ein seltener Sieg – wohl dem, dem die Stunde nicht schlägt – aber, sie schlägt fast Jedem. Stark wohnt der Geist, aber das Fleisch ist schwach, und der Mensch ist vom Fleische. Ein seltener Sieg;" So meinte der junge Mann.

"Mehr ist es: der Mensch ist vom Fleische, aber auch vom Geist, und der Geist muß das Fleisch beherrschen in jeder Hinsicht, denn das Fleisch zieht nach Unten – wohin dem Geist der dem Himmel

das Fleisches nachgibt, er versinkt in endloses Verderben. Traurig heißt es über sich herrschen, sich Gewalt anthun. Bedenkt man aber die jetzige Welt, sie stürzt sich muthwillig in Alles, und was das Fleisch nur einigermaßen verlangt, das sucht man schon aus ganzer Seele zu vollziehen. Auf solche Art besteht auch die Einbildung der Liebe, die sinnliche junge Welt von Abschützen an, bildet sich zusammen ein, sie sei verliebt, und schwärmt von Liebe und von Liebe und immer von Liebe, als ob das bißchen Kitzel im Leib über alles ging. Solches zeugt aber schwächt die Organe, und so kommt es, daß die Kraft des Menschengeschlechtes immer mehr schwindet, und zuletzt zu Grunde geht. Was ist Schuld daran als das, was man Liebe nennt. — Sehen Sie Eugen, jetzt habe ich Ihnen nämlich ein vernünftiges Wort gesprochen, und ich möchte Ihnen die Sache noch klarer vor Augen stellen, meine Zunge ist aber schon so gelähmt von Trockenheit, daß ich kein Wort mehr hervorbringe.“

„Gott sei dank.“ hauchte Eugen für sich, als er die Lektion zu Ende glaubte. Beide aber ahnten noch nicht, daß Sam, der sich neben seiner Hütte aufhielt, die, für ihn schätzbare Predigt so sehr bewunderte.

Da sich die Sonne schon ziemlich gegen Westen neigte und die Schatten länger machte, standen unsere zwei Stadtherren auf, und langsam ging es durch

Bäume und Gesträuche aller Gattung neigen gegen das Hochland.

Flink wie eine Gemse hüpfte da ein junger steirischer Bauernbursche mit grünem Rock und grünen Aufschlägen, Lederhose, Hut mit einem grünen Band und Federbusch, ein allerliebstes Steirerbürschchen – ganz so wie auch ein säuberer Steirer aussieht – den Berg herab, und hatte eine Pfeiffe zum Blasen, und eine Peitsche bei sich, mit welcher er während des Gehens recht frisch und fesch schnalzte.

"He Vetter!" schrie ihn Eugen an, "wie weit ists noch bis zur Höhe?"

"Wird's nur a bissl mehr, ungfähr zwei Stund."

"Teufel, das ist noch weit."

"So ein verdammliches Bergsteigen für nichts und wieder nichts, soll der Kukuk holen." polterte der Alte mit den grauen Haaren.

"Man soll da oben eine sehr schöne Aussicht haben, ist das wahr?" fragte Eugen.

"Ja, d' Aussicht is gewichti, sieht ma 's halbete Steirische, und ins Kärnthen könnts a noch eini schaun. Kommts grad auffi bis d' Sonn abe geht, und da is's ma am allerschönsten."

Jetzt trat der Professor hervor, und mit

einer kläglichen verwunderten Miene zäugelte er die Worte heraus: „Uiweh, is denn hier kein Wasser nicht zu haben?"

„So weiß i in der Nächst kein Brunn," entgegnete der Steirer — „aber weiß i nur droben bei unsere Schwagerin kriegts a Milch, wanns aufi kemmts sagts zu der Mirzl, sie soll enk was geben i hätt gsagt, mir wären beinander gwest. A Stündl ists freili no aufi."

Und die beiden Herrn begannen wieder zu steigen. Der Professor blieb alle zehn Schritte stehen und seufzte so etwas von Ach und Weh, und wischte sich den Schweiß von der Stirne.

Als die Ferien gekommen waren, und sich die Studenten in alle Weltgegenden hin zerstreut hatten, beschloß auch Professor Heinrich zur Vergnügung eine Alpenpartie nach den steirischen Hochgebirgen zu unternehmen, und wählte sich Eugen Zanner, einen seiner Zöglinge zum Gefährten. Wir sehen aber, daß dem alten Herren mit den grauen Haaren die Parthie nicht aufs beste gefrucht. Und der Durst den er leiden mußte, denn konnte er nicht bezwingen so wie er die Weibsleute bezwungen — er war im Stande umzusinken, und je nach Belieben auch zu sterben, so schwach war er.

Schwelle, manche meiner jungen Leser gönnen ihm's recht herzlich weil er eben gar schofel über die Liebe geäußert, die uns doch die Erde zum Himmel macht.

"Eugen" stöhnte er, und hielt sich an einem Baumstamme – "verlassen Sie mich doch nicht, jetzt werde ich sterben."

"Um Gotteswillen Herr Professor, Sie sind ja so erschöpft." sagte dessen Begleiter indem er ihn liebreich unter die Arme griff. "Halten Sie sich fest an mich, lehnen Sie den Kopf an meine Brust hier, so – ich werde Sie tragen."

"Wasser." hauchte der halb Ohnmächtige.

"Nur eine kleine Geduld, wir werden bald droben sein, wollen Sie ein Stück Zucker, oder ich gebe Ihnen einen Kuchen.

"Wasser. Sonst gar nichts."

Und Wasser war nicht zu haben. Herrn Eugen kostete es unsägliche Anstrengung, endlich es gelang ihm doch, seinen Lehrer hinauf zu schleppen, und vor ihm, auf einer schönen Ebene so recht im Hochland, stand mit einem Holzzaune umgeben die erste Schwaighütte, und etwas weiter im Hintergrund überweg noch mehrere andere.

Die Schwaigerin trieb bereits die Kühe in die Ställe, und sang dabei:

„Wie höher der Berg,
Und wie schärfer die Schneid,
Und wie frischer das Büberl,
Wie größer die Freud.

A Büaberl a treu's,
Und a Mitzerl a neu's
Und a Schatz bei der Nacht
Hat mir mei Sorgen gemacht.“

„Himmelläuder sind's“ keuchte der ohnmächtige Alte mit den grauen Haaren, und sein Zorn als Liebesfeind begann sich wieder in ihm zu regen, so daß er wieder etwas mehr zu keuchen kam.

Vom Stall heraus ging die Mirzl zum nahen Brunn um die Milchsechter (Milchschaffl) aus zschwemmen.

Bei dieser Gelegenheit können wir sie ja doch etwas näher betrachten. – Gerade die Allerschönste war die Mirzl nicht – daß sie aber häßlich war, hat gewiß auch noch Niemand gesagt. Unter dem Kinn hatte sie – mit Respekt zu melden – ein Kröpfl, doch wer soll dies einer echten Steirerin nicht vom ganzen Herzen gern verzeihen. Also gerade nicht die Allerschönste habe ich gesagt, aber ein Gesichtchen hatte sie so unendlich gemüthlich und heiter, und ein Paar Äuglein so hell und so blau und so treu, schöner fast noch wie die allerschönsten Sternlein am Himmel, und – doch ich muß aufhören ihre Reize zu beschreiben, sonst verliebe ich mich selbst in die Steyrerin Mirzl.

"Ist der Baum schon wieder a Frau, – die möchten gern dableiben." sagte das liebliche junge Weibchen zu sich, als sie die beiden Männer bemerkte. "Glaub gar einer kann schon gar nimmer gehn, – he! was fehlt den andern Kameraden?" schrie sie den Eignen entgegen.

"Ach Gott" seufzte der Angeredete – "sind sie doch so gut Frau Almerin, und reichen sie –"

"Gehts weiter, mit unser Frau Almerin" – unterbrach ihn die Schwaigerin. – "so was kann i nit leiden – is wahr a, – Mirzl heiß i, und bin a Kuhmensch. Was wollts denn?"

"Reicht uns die Mirzl doch einen Trunk Wasser für diesen Herrn da. Das Bergsteigen hat ihn so sehr angegriffen daß er jetzt einer Ohnmacht nahe ist."

"Ei, da ists wohl nit guat auffer" meinte die Mirzl, "unsere Alm is halt stickel, (steil) aber dafür oben ists lusti, nit wahr? wenn schön Wetter is, ists mir da viel lieber wie daheim unten beim Leitenhofer – so hörst bei mein Brunnen den d' Schwaig ghört, – aber wenn a wilds Wetter einfallt, da is ganz anders, da gibts Hagel und Wind sausen, manchmal sogar Schnee wenns a im Summer is. So, da is a Wasser. – Gsegns Gott. – Ei der alte Vater is recht schwach – der arme Hascher."

Zu Seite 20.

(CC BY-NC-SA 3.0 AT) www.landesbibliothek.steiermark.at - 2013

(CC BY-NC-SA 3.0 AT) www.landesbibliothek.steiermark.at – 2013

sagte die gutmüthige Bäuerin hinzu, und dann reich-
te sie ihm noch die Hand hin, und: er möge sich an-
halten an sie, sie wolle die Herren in ihre Hütte
bringen, dort könne sich der alte kranke Mann
ausstrecken in ihr Bett legen, sie würde ihm ei-
ne Suppe kochen, oder einen Thee bereiten, und
dann würde er schon wieder besser werden.

Und die zwei Herren aus der Stadt ließen sich in
die Hütte führen.

Der alte Professor mußte sich ins Bett legen, bald
kam die Mirzl mit einer kräftigen wohlbereiteten
Suppe. „So – da habts a Suppn – sagte sie –„ lassts s' nit
kalt werden, essts sie Herr Professor, da is a Löffl – müssts enk
nit abkühlen, da hab i no a Deckn, hülls enk schön warm
zua.“ Und dabei blickte sie ihn so gutmüthig, so herz-
innig in die Augen, daß dem Alten mit den grau-
en Haaren unbegreiflicher Weise auch wirklich ganz
warm wurde im Kopf und in der Brust und in al-
len Gliedern.

Der Professor war schon mehrmahl krank gewesen,
und zwar als er schon in der Stadt Professor war, und
einmahl auch in seiner frühesten Jugend. Und er erinner-
te sich noch an seine Jugendkrankheit, wie ihn da noch die
gute, theuere Mutter gepflegt und gewartet, und wie
sie stets so besorgt, die Wünsche des Kranken an dem Blik-
ke abgeschaut, um das Bett herumtrippelte, und sonder-

ge wie immer zu erleichtern suchte, und mit ihr litt und krank war. Indeß – die gute Frau, – Mütterchen war schon längst gestorben, und die höflichen Sänner und Aufwarter im Hammerhütel waren nimmer so. Aber die Mirzl – die Mirzl, sage ich, mit ihren groben Händen und sonnengebrannten Gesichtchen, und dem Kreuzchen im Halse, die trippelte geschäftig und recht besorgt um den erschöpften Manne umher, und faßte seine bebende Hand, und wischte ihm den Schweiß von der Stirne, und blickte ihn recht innig theilnehmend an – akkurat so wie einst Mütterchen vor vielen langen Jahren; – – –

Und es kam der Abend.

Der Professor meinte er werde der Schwagerin ihr Bett ihr überlassen müssen und bat: wenn vielleicht irgendwo im Stall, im Heu oder Stroh ein Plätzchen wäre er würde schon mit Dank erkenntlich sein.

„Na, das wäre schön dum –“ rufnete die Mirzl indem sie die Hände in die Seite setzte – „einen marodin Menschen in die Kälte außi legn – bis nit so warm bei der Nacht. – Ihr bleibts da liegn, i werd für mich schon a Platzl findn – lieg halt draußt a Stall bei meine Kotschla (Kühe) und der junge Herr da kann draußen im Heu beim Peda (Peter) liegn, oder meintwegn kann er bei mir a liegn, ihr werds wol Platz habn da alle zwen, – und jetz gehn mr zum Essn.“

Mittlerweile war der Peter — der „Kuhbua" — der die Sennerin und ihre Kühe mit Holz und Heu und dergleichen zu versorgen hatte — heimgekommen, bevor er aber hineinging in die Hütte zum Abendmahle, kehrte er sich noch einmal gegen das Thal und gegen die hundert Hütten — gegen die Welt hinaus die zu seinen Füßen lag, nahm seine Pfeiffe, und blies einen herzhaften nationellen Almjodler, dann sang er:

„'s Liab is a Flammerl
Und's Herzerl fangt Feuer,
Gib Obacht gib Obacht
Sonst hast a Malheur."

Der Alte mit den grauen Haaren hörte es, — er seufzte. Der Peter aber fuhr fort:

„Und d'Liab is a Wellerl,
I fahr fort auf gut Glück,
Mei Herz is a Schifferl
— Kum nimmermehr z'ruck."

Und wieder blies er in sein Instrument, und entlockte demselben in Piano heitere, und weckt die seinigste Töne, und dann schwieg er.

Auf der Brust des Professors zerrte sich wieder ein banger schwerer Seufzer. Ein Wurzel

bemerkte er. „Was fehlts denn lieber Herr, is euch nit guat?" fragte sie ihn theilnehmend indem sie zum Bett hinging, und seine Hand ergriff: „Hui, enkre Hand zittert ja, is euch kalt?"

„O nein, liebe Mirzl, sehr heiß." Entgegnete der Kranke.

„Thut euch was weh? – derfts mirs wul sagn, i wand euch ja was an;" sagte die Schwagrin und ihre Stimme klang so lieblich und weich.

„Peinliche Brustbeklemmungen, entsetzliches Herzklopfen." Entgegnete der Professor und seufzte wieder.

„Brustweh – weils, i bring euch a kuhwarme Milch, die is gsund, nacher hülts euch schön warm zua, bis morgn wirds do guat wern." Sie eilte fort, bald war sie da, und der Alte mit den grauen Haaren mußte kuhwarme Milch trinken für die L––– nein, für die Lungen- oder Herzentzündung.

Endlich kam der Peter herein, es war jener Bursche, der unseren zwei Herren unten am Bergesabhang, begegnet war. Er, und die Schwagrin setzten sich zu Tische, und „der junge Herr" wie die Mirzl den Eugen nannte, mußte es auch thun. Das Abendmahl bestand in Milchsuppe und Butterbrod – für Eugen kam noch extras ein feineres

(CC BY-NC-SA 3.0 AT) www.landesbibliothek.steiermark.at - 2013

haus. – Und als die Mirzl darauf das Eßgeschirr, und die Kuchelarbeit in Ordnung gebracht hatte, um seine letzten Wünsche des Tages auszukundschaften noch ein-mahl zum Kranken hingewandert war, und dann den beiden Herren – denn auch Eugen zog es vor im Bett des Pfarrers bei seinem Meister zu schlafen – gute freundliche Nacht gesagt hatte, und beide von ihr mit Weih-wasser besprengt wurden, – ging sie in den Stall hin-aus, und sang folgende Liedln:

„Mei Herz is a Vögerl
Hat schneeweiße Flügerl,
Wo fliegst es denn hin?
Zu Ihr, zu Ihr.

Dein Er is a Bäumerl,
Hat Knosperl und Träumerl,
Dein Herz is a Baum,
Den find i so gern. –“

Und darauf mochte sie sich zu Bette gelegt haben, wen-igstens hörte man sie an selben Abend nicht mehr.

Und der Peter lag im Heu.

Der arme Professor aber mußte viel leiden.

Er hatte all diese Liedchen gehört, ich erinnere mich aber nicht daß er sie jemals wieder Hirnlieder ge-scholten hatte. – Die Ermattung hatte zwar nachgelassen, und er fühlte auch sonst beileibe keinen Schmerz, und doch war ihm gar weh. – Sein Leiden war ein Seelisches.

Und es kam der Morgen. Und die Sonne ging über-prächtig auf, und der Tag war so rein und so hell, und die Vöglein sangen so schön, und die Blümlein wie sie auf der Alm wachsen düfteten so angenehm süß, und das wollige Lüftchen wehte so lieblich dazwischen, daß man – fürwahr, Eugen glaubte im Paradies zu sein.

Und der Professor war auch schon im Freien.

„Wie ist Ihnen heute?“ fragte er sein Zögling, „gefällt es Ihnen hier?“

„Mir? – hm.“ erwiderte der Alte mit den grauen Haaren, und fuhr sich mit der Hand über die Stirne und schneuzte sich mit dem Schnupf-tuch erst gewaltig aus und hatte doch gar keinen Katharr – und am Ende nahm er gar einen nahm-haften Prise aus der Dose, und bald darauf noch einen, und sagen thäte er gar nichts.

„Aber was glauben Sie Herr Professor.“ fragte Eugen wieder – „machen wir bald wieder fort?“

„Sie sind unausstehlich, Herr Eugen“ fuhr nun der Alte auf – „Anfangs drängen Sie mir im-mer heraufzukommen, und jetzt da wir hier sind möchten Sie wieder herab – unausstehlich, sage ich Ihnen Sie, Sie wissen gar nicht zu leben.“

„Aber vergeben Sie geehrtester Herr Pro-fessor – beschwichtigte Eugen, „es ist ja nicht so

drängend, – ich meinte nur – übrigens wäre es mir doch erwünscht zu wissen wie lange wir uns hier im Hochland aufzuhalten gedenken."

"Kein unausstehlich, sagte ich ihm, mit ihren geflüchteten Gedanken, wir bleiben hier eine Woche, einen Monath, wohl länger."

"Nicht wahr es gefällt ihnen hier, sagte ich doch, es ist auch wirklich recht schön, diese Aussicht dieses Klima –"

"Nu, daß es mir hier eben sehr gefällt – unterbrach ihn der neuernte Alte wieder – "daß es mir hier eben sehr gefällt das ist eben nicht, aber ich habe es mir einmahl in den Kopf gesetzt und wir bleiben hier."

"Und die herrliche Aussicht loben sie nicht Herr Professor?"

Der Alte gab keine Antwort. – – "Ich habe gar keine Aussicht" murmelte er endlich, und dann laut zu sagen: "Und sie haben keine Einsicht wenn sie nicht begreifen – " Hier hielt er inn, denn die Mizl, die eben mit dem Butterkorb vorbeyging, sang folgendes Schnaderhüpfl:

"Der Adam hat d Lieb aufbracht
Das war nit dumm,
Sunst gab i fürs Jungsein
Kan Schnaikreuzer darum."

„Aber wie gehts mit dem Fuß, ists besser?" frag-
te sie darauf den Professor.

„Sehr wohl, Jungfräuchen," antwortete Herr
Heinrich, — „ihr habt mich ganz gesund gemacht,
ich danke euch — wenn ich vielleicht den Dienst ein-
mahl vergelten kann" setzte er hinzu — „so will
ichs mit größtem Vergnügen thun."

„Ei ei wie galant mein Herr Professor ge-
worden ist" dachte sich Eugen, und begann ihn
über gewisse Umstände in Verdacht zu nehmen.

Die Mizl aber schien die Höflichkeit gar nicht
besonders zu nehmen „Es habts mir nichts schuldi-"
sagte sie — „mi gfreuts daß ös wieder gsund seids,
könnts wieder weitergehn wanns wollts."

Diese Rede von Weitergehn war dem Herrn
Heinrich kurz gesagt, ein Stich ins Herz, und stotternd
meinte er daß er aber doch nicht so ganz wohl
sei, und daß ihm wohl ein par Tage Ruhe von-
nöthen sein würden wenn er bitten dürfte.

„Aber was wollts da bitten" sagte die Schwa-
gerin — „obs dableiben wollts oder nit, das
Stock in unser Mühl, Platz und z'Essen wern mir
a wol haben. Aber a bissel lustiger müaßts
sein, nit so traurig und öd. — i bin kein Mensch
feind, aber die lustigen Leut hab i am Liebsten.
Könnts nicht singen?"

"Ich singen?" entgegnete der Alte mit den grauen Haaren, — "nu, lustig sein mag ich schon besonders hie bei euch, aber das Singen geht gar nicht. Aber ein Liebhaber von Gesang bin ich schon, besonders von steirischen Liedergsangeln, denn sind wol so gut — —"

"Nun i will mal eins vorsingen" unterbrach ihn der Peter, der gerade mit einem großem Blumenstrauße herbei gekommen war:

"I möcht in ka Stadt sein
Wo mer ka Bergerl nit sieht,
Wo ka Bäumerl nit wachst
Und wo ka Bleamerl nit blüaht,
Wo ka Vögerl nit singt
Und wo ka Mäunerl nit bohrt:
Möcht i ka schöns Dirndl
— Is alles verdorrt."

"Brav brav," meinte Herr Heinrich, "das hat mir sehr gut gefallen, ich bin auch ganz dieser Ansicht." Und dabei blickte er vielsagend auf die Mirzl.

Eugen aber war dieser Ansicht nicht, er dachte an seine Adelinde, an die engelschöne Wunder-dorfliche zu Hause, und um zu zeigen daß er sich durch das Lied beleidigt fühle, wandte er sich

seitwärts, und blickte düsterig nach jener Gegend hin, wo der Gegenstand seiner traurigen reinen Liebe wohnte.

„Geh Bauer Landlerweis
Allweil beim Dirndel sein:
Ganze Tag Bussel geben
Das war a Leben.“

Sang der lustige Peterl, und darauf die Mizel:

„Allweil halsen und Bussel geben
Taugt dem nit,
So oft er mir a Bussel gibt
Hängts mir an Strich um d Mitt.“

„Mein du!“ drohte ihr Peter scherzend: „justament weil dus nit leiden willst, sollst zehn haben für eins.“ Und er gab ihr den Blumenstrauß.

Die Mizel wurde über und über roth im Gesicht, und ging ihrer Wege. Der Peter den seinen, und der Alte mit den grauen Haaren blieb wie aus den Wolken gefallen zurück.

Die zwei Jägerhütten.

Es war eben die Samstagnacht, und der Peter hatte noch einen späten Gang zu thun, wohin, das weiß ich eben nicht. Als er aber heimkehrte, um auf dem Stallboden sein Bett zu suchen, und unmittelbar an

Fenster der Hütte vorbei mußte, hörte er darinn wo die Mirzl lag, flüstern. Ei, da zuckte ihm's im Blute, und er mußte doch wissen wer bei ihr drinnen wäre, denn die zwei Herrn aus der Stadt – sie waren allerdings noch da – aber sie hatten draußen im Stall ihr Bett, und die Schwaigerin lag in dem ihren.

Also der Peter – und das Geflüster drin bei – seinem Mädl – es wär doch wol ärgerlich ein wenig zu horchen, es könnte doch sein daß – nun er hatte ja einen verschafften Stock bei sich.

Also st! – „Aber hörst du Mirzl, mein allerliebstes Mirzl – bedenke doch daß ich sonst wieder krank werde. Erwäge die Sehnsucht – die Liebe, die innigsten Gefühle – "

„Ihr seids a Herr – i hab euchs schon gsagt daß d gehn könnts, wißts euer Bett nit? is der Junge er gscheidter wie ihr, – ihm hätt is nit gedenkt – "

„Ach Mirzl, du glaubst wol weil ich nicht mehr jung bin, aber sei versichert meine Natur ist noch frisch, mein Herz ist noch jugendlich, ist noch ein Jüngling heiß entflammt in der Liebe. Ich habe es dir ja schon gesagt Herzensmädchen! früher kannte ich dieses Gefühl nicht, du bist die erste die ich liebe, o Engel,

und du sollst auch die beste sein."

„So sagt er jeder Verführer. Marschts!"

„Und ich allein soll leben müssen, von keinem Frauenherzen geliebt, getröstet, gepflegt, soll sterben ohne des Lebens süßestes Glück, süßeste Wonne – die Liebe genossen zu haben. Und du verstößt mich unbarmherzig – ich soll dich nicht umsonst kennen gelernt haben geliebtes Mädchen – du bist die Einzige die ich lieben kann, du mußt meine Braut werden – hörst du: meine Braut! ich bin Professor der hohen Schule –"

„Ah na, i kann nigs."

„Der hohen Schule, besitze ein reichliches Einkommen – mein Loos ist ein glänzendes – "

„I gratulir – und jetzt gehts!"

„Aber bedenke doch, daß ich dich zur Mitbesitzerin, zur Mitgenießerin dieses glücklichen Lebens machen will ich schwöre es dir! – "

„I bleib auf der Alm will ka Professorin sein, ha, 's gebt keinen Professorinnen ihr lügts, – mir wars ihrs a so deiblts, wenn von uns nit a mal an ehrsame Jungfrau sicher geht, so werd ichs a Leuten sagn das er uns verschamegt mit'n Stecken, schaunts aus ihr zerrütteten Leut ihr garstigen."

„Also gar keine Hoffnung? – ach ich will ja

Zu Seite 33.

(CC BY-NC-SA 3.0 AT) www.landesbibliothek.steiermark.at - 2017

(CC BY-NC-SA 3.0 AT) www.landesbibliothek.steiermark.at - 2013

sonst gar nichts von dir du liebes Herz, nur einen, nur einen einzigen Kuß – einen göttlichen – "

"Gehst weiter! (schreiend:) Vater!"

Kaum war dieser Schrei verklungen, flog die Thür krachend auf und Peter stürzte wüthend und tobend in die Hütte, packte den alten Sünder bei den grauen Haaren. – Ja mein Leser, es war der Alte mit den grauen Haaren.

"Hilfe: Mörder, Erbarmen, Vergebung!" kreischte der Angegriffene, und wenn ihm das Wort: Gnaden auch noch eingefallen wäre, so würde er es zweifelsohne benützt haben. "Es war ja nur ein Scherz –" stöhnte er: "und nicht so gemeint."

"A schöner Scherz das, ich glaubte so ein alter Esel soll nimmer auf dergleichen Scherze denken." polterte der Peter.

"Aber so lassen sie doch aus, verehrtester Freund, mein Kopf – die herrlichen Haare – der Schmerz, ach weh –" jammerte der Professor, und die Mizl selbst legte sich ins Mittel, damit er wieder von seiner Pein befreit werde. "Ihr der Mizl z'lieb," brummte der Kuhbue indem er seine Hand vom grauen Schopf zurück zog. "Aber hörts ihr Stadtgsindl, – verzeihts Herr i nuß auf der Stell. 's draschts ün"

der Baur derfragn wird z ihr da für Zuststabel macht's, ihr kriegts entwan Schlög, und mir a no äußern Hütz aus weil mir nit Dach und Fach ghabn."

„Dös is aber wahr — a Stadtleutn derf ma do gar nit traun," meinte die Mirzl: „Ledner, wer woaß wia's mir gangen wär, wann's du nit grad kumma warst, 's wär nacher gwiß der Ander a kumma, und i hätt mi gar nit derwehrn mögn vor die Teufeln. Just so wia hiat's meiner Mutter gmacht habn: Wia's no jung is gwest is aus der Gmeindlen durt Schwagerin gwest. Richti, in an Fenster — sie hat mirs oft derzählt — hiat a a mahl mehrern Stadtherrn kumma habn um a Milch und um an Kas angholtn, und auf d Letzt: obs in Heu über Nacht durt liegn derfatn. Sie hat s ihnen derlaubt, hats für kane schlechtn Leut angschaut. Bei der Nacht aber wias n bestn Schlaf is, kumt so a junger Herr zu ihr in d Hüttn, und weckts auf, und thuat recht schön mit ihr, und hat ihr 's Heirathn versprochn, — sie glaubt ihms, und lasst sich verführn. Meine arme Mutter haber hat dieselbe Nacht bitter gwoant. Der junge Herr is furt den andern Tag schon, hat der Mutter just nichts zruckglassn als an Ring vo seiner Heimat

buchstabn gschriebn stehn, und — — in Taufzettel „
Jahr drauf bin i auf d' Welt kemma. Derselbe junge Herr war mei Vater. I hab'n nie gsehn, i hab nix von ihm, als den Ring da von ihm, den mir d' Muada geben hat — i trag'n am Finger und hab'n in Ehrn, und bett alle Tag für meine Muada, Gott tröst sie, und für mein Vater, — wer weiß ob er no lebt — wer weiß wie's en geht. —"

Die Mizl schwieg. Wehmüthig hatte sie die letzten Worte gesprochen, und wär's nicht gar so finster gewesen drinnen in der Stube, so hätte man gesehen, wie zwei große Thränen aus ihren schönen unschuldigen Augen herabgeflossen.

Der Peter war auch nachdenkend geworden, und der Professor brummte allemal: „hm — hm." und es war ihm so wunderlich zu Kopfe und im Herzen. Nochmals machte er hin zu der Mizl und wollte sie fragen, um alles genau fragen, und dann — ach war weit;

„Aber habt ihr denn gar nichts vernommen von eurem Vater? — aus der Stadt war er? — wie heißt ihr auf der Gemeinde? — wie alt seid ihr?

„Neunzwanzig Jahr bin i halt alt."

Der Professor schwieg, und wurde nachdenkend: „zeigt mir den Ring, ich habe Interesse für dergleichen Sachen." Meinte er endlich. „Ei was er da so an-"

gelegentlich scherzt, jetzt will er no a Ring haben, hörts ihr, der wird nichts draus, — merschts, sunst kriegts Kitsch."

„Ich gehe ja gern, nur, zeig so gut Mirzl, den Ring — nur sehen auf einen Augenblick — — „ bat Heimrath.

„Na wans glaubts, — mach a Licht Bader, — geht nur her Herz weil der Bader da is sunst a mich nimmer von mir. Da is der Ring von mein Vatern — schauts eahn a an."

Bald war Licht da. Nur blickte er auf den Ring und auf die zwei Buchstaben **O.H.** dann gab er ihn rasch der Eigenthümerin zurück. **O.H.** (Oster Heimrath) Er hatte genug gesehen. Er hatte den Ring nicht selbst besessen. Noch einmahl blickte er hin auf das Bett und den jungen Schwager, und die Miene auf seinem Gesichte war eine besonderen. Das Licht erlosch, und der Professor schritt aus der Hütte. Seine Seele fühlte etwas von Himmel und Hölle.

Auch Eugen befand sich nicht auf seinem Lager im Heu. Er hatte sich zwar einmahl niedergelegt, da aber sein Geschäfte nicht da war, so ward es ihm gar einsam, und er dachte an die ferne Geliebte, an seine Adelinde, und die Sehnsucht fasste ihn so fest, und rüttelte so stark an den Zweigen

seines Herzens, daß er aufseufzte. Und er kleidete sich an und ging in das Freie. Auf einem Plätzchen von düsteren Gebüsche umgeben, setzte er sich auf einem erhöhten Stein, wieder starrte er ungewandt in jene Gegend hin wo sie wohnte. Ein heller Stern glänzte über die fernen fernen Gebirge, hinter welchen die Hauptstadt lag. Die Seele des jungen Mannes ging in Gefühlen über, er sang:

„Seid mir gegrüßt ihr stillen Lüfte;
– – – – – – – – – ihr [illegible]en Haine;
– – – – – – – – – ihr hellen Sterne;
Grüßt mir auch sie, ihr Zaubernächte
– – – – – – – – – die die Meine
– – – – – – – – – dort in der Ferne;
Wol denkt sie jetzt an ihren Eugen; – –“

Er wollte weitersingen, doch eine dunkle Gestalt, welche sich von der Hütte langsam heraufbewegte, zog seine Aufmerksamkeit auf sich. Es war ihm unlieb hier gesehen zu werden, darum verbarg er sich dichter in das Gebüsch.

Jene Gestalt war aber gar Niemand anderer als der Professor, welcher eben von der Hütte kam. Er war in Aufregung. Seine Glieder bebten, und seine Stimme – da er manchesmal mit sich selbst laut redete,

(CC BY-NC-SA 3.0 AT) www.landesbibliothek.steiermark.at - 2013

— bebte ebenfalls. „Ach, das weiß der Himmel – seufzte er, indem er schwermüthig den Busch anstarrte wo Eugen verborgen war. — „Die Liebe ist stark wie der Tod und heiß — wie die Hölle. Ihre Gluten — ein Feuer — ja ja, so seufzt der weise Mann, auch ihn hat wol die Liebe überwunden. Und ich, ich alter Sünder wollte mich rühmen über sie gesiegt zu haben — ha ich alter Thor! — Hatte ich doch rein ganz vergessen auf jenes Abenteuer vor beinahe 22 Jahren, ja damals auf der Sennalpe — jetzt besinne ich mich ganz genau auf alles als ob es gestern gewesen wäre. — Ach jenes reizende Mädchen; ich dachte doch nicht — — — Himmel wenn es Eugen erführe! — ich sterbe vor Scham, er triumphirt, ha — und ich wollte mich prahlen mit meiner Standhaftigkeit, brummen über seine Dummheiten, wie ich seine Neigung nannte, — Kaum befinde ich mich hier im Hochland, lerne ich ein junges Mädchen kennen, mich zieht's unwiderstehlich hin zu ihr, und ich der Narr, der geschworne Liebesfeind verliebe mich — in meine eigene Tochter. Hahaha, wahnsinnig möchte ich werden.“

„Ha, Herr Professor, hat Ihnen Amor einen Streich gespielt?“ ließ sich ganz nahe bei ihm eine helle Stimme vernehmen.

„Herrgott! — was ist das; — wer — wer ist da?" kreischte der zu Tod erschrockene Alte.
„Erschrecken Sie nicht, ich bins."

„Eugen? — was? — Sie sind es Eugen — Sie der Schreiber — wie kommen denn Sie hieher? — Sie — hören Sie — haben Sie mich sprechen gehört?"

„O nicht doch, sind Sie unbesorgt Herr von Hainrath, ich habe alles verstanden."

„Verstanden? verstanden sagen Sie, um alles auf Erden — Herr Eugen, ist das wahr?"

„Ich schmeichle mir, es können mich zwar meine Ohren betrügen, aber ich hörte: daß sich der Mentor, der Liebesfreund hier in seiner eigenen Tochter verliebte." sagte Eugen mit Laune, in welcher man freilich auch einen kleinen Ausflug von Schadenfreude nicht vermißte.

„Verdammt!" fluchte der Professor: „hören Sie Eugen, Sie sind ein Teufel!"

Der junge Mann lächelte selbstzufrieden, dann sagte er: „Lassen wir das Herr von Hainrath, mir ist eben ein Gedicht eingefallen — ich möchte es Ihnen deklamieren."

Den Alten war nichts erwünschter als das, da er dadurch von dem verhaßten Thema abzukommen hoffte. „O thun Sie das Eugen mein gol-

deine Eugen." bat er: "Sie wissen ja, ich bin ein Feind von Gedichten."

"Wol erst von heute an," dachte sich Eugen, und deklamirte folgenden Vers:

"Amors Pfeil hat dich getroffen,
Bevor ich noch die Welt erblickt,
Und doch sagtest du mir offen:
Daß noch die Lieb dich nie umstrickt.
Er will – und du fühlst [illegible] in die Grube
Ach – Amor ist ein schlimmer, schlauer Bube."

Eugen schwieg und weidete sich an der Verlegenheit des Alten mit den grauen Haaren.

"Verzeihen Sie – Eugen, verzeihen Sie mir, ich bin besiegt." stammelte er, und verbarg sein Gesicht in die Hände.

Und den andern Tag.

"Eugen" sprach der Professor, "heute reisen wir ab. Ach, wie ist mir der Aufenthalt im Hochland so süß, so bitter, und wieder so süß geworden. Mir ist als soll, als könne ich mich nicht mehr trennen von dem Alpenleben, von meinem Kinde. Mir ist als sei ich nur bei ihr zu Hause und sonst nirgends. – Und doch, ich will – ich darf mich ihr nicht zu

erkennen geben, eher soll sie von keinem Vater,
als ich von der Schattenseite — wissen. Eugen; —
Ich habe hier mein Kind gefunden, das einzige We-
sen auf dem Erdball, das mir gehört, dass mir der
Himmel zur Stütze zum Troste gegeben auf die dauben
Tage des Alters, — und ich darf mich ihr nicht nähern, darf
nicht hintreten zum Wesen voll Unschuld, zu meinem ei-
genen Kinde, um nicht drob erröthen zu müssen. Ha!
welche Torheit mich alten Sünder doch verfassen konnte."

„Lassen sie das Herr Professor, es ist geschehen."

„Es ist geschehen, Eugen! — leider ja. — — Ich spottete
des Menschen natürlichsten, edelsten Gefühl — der Liebe,
und büsse schwer für dies Vergehen, es soll das letzte sein
Unrecht — als fremder Mann wie ich gekommen, ver-
lasse ich das Hochland wieder, — doch meinem Kinde bleib
der Segen den ich von Oben niederflehe auf sein reines
schuldreines Haupt: Im Hochland wo das Himmels Atem
strömt, mag sie erblühen und einen Gatten beglücken
bis der späte Tod sie nimmt — — und ich, und ich allein
— Eugen! komm, ich halt es hier nicht länger aus."

Sonst sprach er auch kein Wort. Laube schritt er zur
Hütte hin, der junge Mann hinter ihm, er bedauerte
seinen Gefährten. Der Vater und die Mizl beteten
ecben gemeinsam das Tischgebet zur Morgensuppe
und als dies vollendet war, wurden auch die beiden

Nachtheeren, – ohne der Nachtzeit zu gedenken – dazu eingeladen. Der Professor aber wandte rasch sich zur Mizzl: „wir danken,“ sprach er bewegt – „wir reisen jetzt ab, der Mizzl habt ihr was zum kleinen Angedenken an unseren – –“ er drückte der Schwägerin eine Rolle mit Ducaten in die Hand. Und dann zum Peter gewendet fuhr er fort: „Und du mein Sohn! Nimm dort, das ist ihr Brautschatz – nimm sie hin du gutes treues Herz, und bleib ihr fürder das, was du bis jetzt ihr warst. Des Himmels schönster Segen über euch. Lebt wohl ihr theueren Kinder mein!“

Tief wehmüthig stürzte er dann aus der Hütte, und reichlich flossen ihm über die Wangen bittere salzige Thränen. Auch dem Eugen wurde weich im Herzen. Beide stiegen in das Thal. Professor Heinrich hat das Hochland, und sein Kind nicht mehr gesehen.

Der Peter und die Mizzl aber wußten nicht was sie sich von der Geschichte denken sollten. Beide weideten sich an die gelben Ducaten die nur ihnen gehörten. Plötzlich schlang der Kuhbub seinen rechten Arm um den weißen Nacken der Schwägerin, und sang:

„Was brauch i Ducaten, was brauch i a Geld,
Bist du mein, so fehlt mir sunst nix auf der Welt.“

(CC BY-NC-SA 3.0 AT) www.landesbibliothek.steiermark.at - 2013

Das Thaliatheater zu Graz.

(CC BY-NC-SA 3.0 AT) www.landesbibliothek.steiermark.at 2013

Das Thaliatheater in Graz

Steiermarks Hauptstadt war von jeher zu den vorzüglichsten Städten des Kaiserstaates gezählt worden, und besonders seit 20 Jahren, gewann sie durch ihre Eisenbahn sehr viel an Glanz und Bedeutung, und Graz ist nicht allein mehr Hauptverwaltungsstadt des Gewerbes und der Industrie, es ist auch das Ziel so vieler Erholungs- und Ergötzungsreisen geworden, und ist ein gesuchter sehr beliebter Aufenthalt des Publikums. Es versteht sich also von selbst, daß, so wie alle Vergnügungsorte vermehrt und vergrößert werden mussten, auch das einzige Theater nicht hinreichend war für das Publikum. Demzufolge beschloß man, den Zirkus vor dem Burgthor zu einem Musentempel umzuwandeln, und bereits den 28 März ward es – unter der Direktion des Herrn Grenitz, früher Komiker am landschaftlichen Theater – eröffnet. Da ich zwar die eigentliche Geschichte des Zirkusgebäudes nicht angeben kann, so erlaube ich mir wenigstens den Lesern dieses Kalenders das Bild desselben darzulegen.

Von P. K. Rosegger.

Der steirische Bua.

's Buaberl vom steirischen Landl
Is allweil frisch ohne Ruah,
Und wer nit kan tanzn und raufen,
Der is ka steirischer Bua.

's Buaberl vom steirischen Landl
Hat allweil Geld, und das gnua,
Und wer nit 's Biar und den Wein nit mag,
Der is ka steirischer Bua.

's Buaberl vom steirischen Landl
Stellt sich auf d' Höh in der Ruah,

Und wer bis um sechsi im Bett hockt,
Der is ka steirischer Bua.

S Buabal von steirischen Landl
Braucht 6 Jahr für die Kircht a zur Schul,
Und wer bei der Kircht nit zum Landl geht,
Der is ka steirischer Bua.

S Buabal von steirischen Landl
Haut dazua fürs Vaterland zua,
Und wer sich den Feind nit vor d' Nase daraul
Der is ka steirischer Bua.

S' Suntakind an die Kalendermacher

Suntags bin i füra gwalgn,
Suntags habns mi kirchn dargn,
Ihr Herrn i bin a Suntakind
Mei Muader wird mas allwahl sagn.

Drum hab i a die Sunta gern,
Drum fürcht i a das Werktagschlarn,
Und denk die ganze liabe Woch:
Wanns nur amahl der Sunta kam.

S Werkta san ja wohl zu viel,
Da wünschet i anandern Wors:
Sechs Sunta und oan Werkta drauf,
Gelts ihr Leut dös war a Gspoas.

Aba mi, wa glaubt mias nit,
Kalendamacha hom nit darauf
Die bindn mit sechs Monatle zam,
Aft naht an kloan Bünkle darauf.

S Bünkle mocht's ah so kloan,
Just wia mei Herz d Summala bocht,
Is dan Koana der dos kann,
Dass a d Bünkle gräßa mocht?

So wollt i do grad Bünkla, und
Kraft grossa mocha meina Hearn,
Bringets unta Marra grad leichta an,
Dan d Bünkle hot ja Jeda gean.

„Glückli is a Bünklekind“
Is so was wohr, so mochts alls sein,
Dass mehra solche Kinda warn,
So hätts auf's Johr mehr Bünkle nur.

P. K. Rosegger

Ein junger Poet.

Originalerzählung aus dem vorigen Jahrhundert.

Von P. K. Rosegger.

Hundert Jahre zurückgesetzt finden wir das jetzige Wien noch nicht, und es scheint uns wunderbar, wie sich die Hauptstadt Oesterreichs, bloß in einem Jahrhundert, so gänzlich verändern konnte. Ganze Vorstädte vermissen wir, die gegenwärtig dastehen so recht voll fantastischer Pracht, geziert mit Gebäuden und Palästen wie sie aus Zauberworte in Tausend und Eine Nacht vorgestellt. So zum Beispiel wußte man damahls nichts von einem Spittelberg; an dessen Stelle waren nur räucherige Höhlen und niedere Hütten zu sehen, die Gegend hieß man das Krowatendörfl, und Manchem schien es dort gar nicht geheuer.

Ungefähr am Platze der jetzigen Kühnengasse ragte damahls ein graues finsteres Gemäuer aus wüstem Gesträuche hervor, welches aber doch eine Wohnung für Menschen war, und einem gewissen Ulrich Schlinger gehörte. Schlinger wohnte auch

in seinem Eigenthume, und lebte von – Dichten. Man konnte aber lange gar nicht begreifen, wie er von der Muse, vom Gedichte leben konnte, er schrieb zwar manche Bücher, sie waren aber roh und verwildert und schlecht wie – Gott verzeih mir's – er selbst. Ja ja, man hätte den Herrn Ulrich Schlyner eher für einen Fleischergesellen angesehen als für einen Dichter. Er war roh, grob ungeschliffen, und in manchen Verhältnissen sogar nicht im besten Rufe. Ja ja – das konnte man schon an seinem Blicke, an seinem unnatürlichen Benehmen. Aber, er hatte es sich doch einmahl in den Kopf gesetzt ein Dichter sein zu wollen, und seinen Namen dadurch unsterblich zu machen.

Und richtig, in der letzten Zeit leistete er, zur allgemeinen Verwunderung – Großes, Erhabenes, Unglaubliches, und ward berühmt in allen Häusern, und man verehrte ihn wie einen großen Geist. Er wurde gesucht, er hatte Zutritt in die Salons und Vergnügungsorte des Adels, und doch, wenn man sich mit ihm unterhielt schüttelte man die Köpfe, und konnte nicht recht eins werden mit seinem Benehmen und seinen neuesten Werken, wie zum Beispiel „Die Brautnacht im Paradiese." und: „Frühlingsklänge aus dem Lande der Poesie" Das waren Werke, die mit den Benehmen, mit den

Verehrer Schlegners durchaus nicht überraschten.

Statten wir dem sechzigjährigen Manne in seinem Atelier einen Besuch ab.

Glaube aber der Leser ja nicht ihn dichtend, oder schreibend zu finden, denn, das hat ihn in neuerer Zeit kein Mensch verrichten gesehen, und er sagte, er thue das nur in Stille der Nacht, oder er gänzlich aufgegeben haben. Vormittag empfing er Besuche, die Stunden des Nachmittags widmete er den Unterhaltungen. Zahlreich wurden seine Bewunderer, süß klang das Lob das man ihm spendete – geschmeichelt lächelte er dazu.

Oh das war kein Dichtergeist.

So sehr Herr Ulrich Schlegner Selbstruhe in Geberden zu halten wußte, was die Welt um keinen Preis ersehen durfte, so hatte er doch auch seine schwache Seite, seine Unglücksstunde. In einer solchen wollen wir ihn belauschen. „Ei ja du liebe Welt – sprach er selbstvergnügt, indem er behaglich bei geschlossenen Thüren seine Pfeife rauchte: „Wie gern läßt du dich täuschen, selbst getäuscht wer es nicht thut. Ha, man glaubt also wirklich ich befasse mich mit dergleichen Geklapperspiel – das hab ich schon lang aufgegeben. Ich bin nicht der Mann dazu, aber das einzustreichen, die Frucht zu ernten, dessen Samen ein Anderer säet, dazu

bin ich der Mann schon; sie sehe – erzogen; ob Guido das neue Gedicht schon fertig hat, aber ich glaube er zerbricht sich gar nicht – ist heute nicht schon der zehnte Tag seit ich ihm die Bearbeitung desselben aufgetragen habe? ja es ist so. und noch immer nicht fertig – der Schuft, ich werde ihn wieder einmahl züchtigen müssen. Und überhaupt werden seine Verse statt besser, immer schlechter – das ist Trotz den mir der geistreiche Junge entgegen setzt. wart! –– Guido! du sollst mirs büßen, wenn er mir einmahl nicht nützt ists ohnedem am besten – nun ja, das Licht der Sonnen darf er mir auf keinen Fall mehr erblicken."

Der Sommer des Jahres   nahte seinem Ende zu, und der freundliche Herbst mit seinen Früchten und Freuden zog in das liebe Oesterreich und über das alte Wien. Und die Hauptstadt lag im herbstlichen Abendroth so herrlich da, und die Glasfenster und metallenen Knöpfe an Thürmen und Dächern glänzten so anmuthig gen Westen hinaus,

als gäbe es kein Leid, und gar kein Weh in Wien. Wir wollen von Tausenden schweigen, die in Schmerz und Jammer – theils in. theils ohne Schuld – die Stunde ihrer Geburt verwünschten, wir wollen uns nur einem Geschöpfe zuwenden, welches schuldlos, ja, um seiner weichen Geistesstellung wegen, lebendig in einem Grabe schmachtete, und nichts von Sommer, nichts von reichem Herbste wußte. Denn ihr Jahr war nicht Frühling, Sommer und Herbst, sondern eine ewige Winternacht, gräßlicher als wie sie in Nordpole herrscht. – Und dieses Geschöpf finden wir in einem verborgenen unterirdischen Gewölbe in Schlegeners Hause im Hartmannsdorf.

Wir nennen den Unglücklichen Guido Lichtenstern, ein Jüngling im zwanzigsten Lebensjahre, mit einem guten Herzen, edler Seele, und hellen Geiste, aber einem wandelnden Skelette ähnlich. – Guido war der Sohn mittelloser Eltern, und da ihm diese nach ihrem Tode nichts hinterließen als die schwere Lebenssorge, und seinen ehrlichen Namen, so nahm ihn in der Stille sein Vormund Ulrich Schlegener der ruhmsüchtige Bürger von Hartmannsdorf zu sich, und da er in dem Sterben bei zeiten Sich-

Talente entdeckte, so ließ er ihn unterrichten heranbilden und glaubte dennoch ein Recht zu haben so zu handeln, wie wir es in diesem kleinen Gemählde sehen. Schiegerer, so rüh und ungeschliffen er war, machte selbst manchmahl Verse, – besonders war dies in seinen frühern Jahren geschehen – die von einigen seiner Freunde belobt und gepriesen wurden. Dies verwandte den Ehrgeiz in ihm welcher zur Leidenschaft wuchs, und in Hinblick auf seinen talentvollen Mündel beschloß er sich als Dichter selbst berühmt zu machen.

Seit Guido seine Schulen beendigt hatte war er verschollen und kein Mensch hat ihn mehr gesehen. Schiegerer sagte er hätte eine Reise unternommen, von welcher er nicht sobald zurückkehren würde. Aber der Arme! [illegible] Men-schen schmachtete er in dem schauerlichen Gewölbe wo er bleich und abgezehrt wurde wie eine Leiche. Ein Strohlager, ein Bücherschrank, ein Tisch, dies waren die einzigen Einrichtungsstücke. Die Speisen die ihm vorgesetzt wurden waren spärlich, doch zu viel noch für ihn, er ließ sie oft Tage-lang unberührt. Seine Arbeit, seine einzige Erholung und Freude in diesem traurigen Le-

ben war das Lesen und Schreiben, und seine Dichterseele fand in der Finsterniß den Weg zum Lichte, und leistete Großes. Aber – er mußte seine Werke an seinen Peinigern übergeben, und diese verbannten sie über die Welt, und wandten dafür für sein schuldiges Haupt die Kränze der Lorbeere.

Der Jüngling übersah mit Schaudern das Schreckliche seiner Lage, und daß er von seinem unmenschlichen Vormund sonst nichts zu erwarten habe, als nach einer noch kurzen oder langen Gefangenschaft – den Tod. Und doch war ihm das Sterben so süß, so erwünscht gewesen, und oft lag er über seinen Büchern und vergoß bittere Thränen in herbstem Schmerze. Manchmahl kam ihm doch wieder der Gedanke von der Möglichkeit einer Rettung, und von einem besseren Loos daß ihm auch Leben noch beschieden sein könnte, und er schrieb und dichtete wieder, um sich das Leben noch länger zu erhalten, denn die Drohung seines Vormundes war fürchterlich: „Sobald er sich weigern würde ihm in Allem zu gehorchen wolle er ihn aus der Welt schicken, um seines eigenen Schatzes sicher zu sein.“

Wir finden den bedauernswürdigen Dichter eben heute, wieder weinend über seinem Büchertisch.

Eine Lampe brannte matt und traurig vor ihr, und warf nur das nothdürftige Licht auf seine nächste Umgebung. Hoch über seinem Haupte am Gewölbe glänzte durch eine ganz kleine Mauerspalte etwas von dem lieben Tageslicht durch, und ließ den Gefangenen nur so viel ahnen, daß es draußen wo die Menschen wohnen, Tag sei.

Ein eben angefangenes Gedicht hielt Guido in seiner Rechten mit dem Titel: „Klagelied zu meinem Gotte:“

„Gott im Himmels ewigen Reiche,
Herr und Schöpfer dieser Welt
Wesen, groß durch Ewigkeiten,
Dessen Wort das Weltall hebt.
Guter Vater deiner Werke,
Treuer Helfer in der Noth,
Doch auch Rächer schrecklich furchtbar,
Dessen Wort das Weltall bebt.“

Der Jüngling trocknete sich die Thränen, und setzte zum Niederschreiben die Feder auf den weißen Bogen, da knarrte die Thür, und Schligener trat mit einem Topfe ein.

„So ist dein Nachtmahl“ schnaufte er, indem er das gebrachte auf den Boden neben der Lagerstelle hinsetzte. „Ist das Gedicht von den Lieben schon fertig? — was? noch nicht er-

gefangen? – was machst denn du, was soll das? –
polterte er weiter als er das Gedicht an Gott sah.
„Ein Wunsch zum Himmel." versetzte Guido gleich-
giltig.
„Bube!" drohte der Lehrmeister, „ich will
dich mir gehorsamen machen. – Deinen nächsten Auf-
satz von der goldenen Burg hast du schlecht gemacht,
noch nunmehr unterstehst dich noch du Lecker, mir mit
so was Unbedeutendem unter die Augen zu kommen,
– ich zwänge dich in meine Macht. Weiß man ja doch
daß du besseres zu leisten im Stande bist, du könn-
test, aber du willst nicht – aber du mußt mir
wollen – verstehst du mich, der Mündel gehorcht
dem Vormund." – Ja: der Mündel gehorcht dem
Vormund, das war allemahl das Ende vom Lied.
Guido erwiderte nichts.
„Und nun" – fuhr Schliegerer fort. – „jetzt merk
auf was ich dir sage. Wir haben jetzt September, und
diesem folgt der October –"
Der junge Poet blickte den Vormund staunend
an was dieser mit seinem September und October
wolle.
„Und der 15. October ist der Namenstag der
Kaiserin, und da wirst du mir für den fünfzeh-
ten October, – wirst mich doch verstehen, – für die Kai-
serin ein Gratulations Schreiben welches ich ihr
hernach eigenhändig übergeben will. Aber

mache es gut, Junge! – wir können dadurch Nutzen schöpfen, und es soll auch dein Schaden nicht sein. Wenn du etwas Erklekliches zuwege bringst, so sollst du am Namenstag der Kaiserin einen guten Ofenkuchen erhalten."

Der junge Dichter wendete sich voll Abscheu hinweg, und es ward ihm heiß in Herz und Kopf so daß – wenn er nicht zu schwach gewesen wäre – er aufgesprungen, und den Herzlosen erwürgt hätte.

Und als Schlegner seinen Gefangenen noch einmahl gemahnt und gewarnt, und gedroht hatte, verließ er – mit sich selbst zufrieden den Keller, und ließ die schwere Thür krachend in das Schloß fallen.

Als Guido etwas von der gebrachten Speise zu sich genommen hatte, stützte er seinen Kopf auf die rechte Hand, und dachte nach über das Gratulationsgedicht an die gnädige Kaiserin. Er glaubte darin einen Rettungsengel gefunden zu haben. Aber das was er sich dachte mußte fein und schlau bewerkstelligt werden, und er sann und sann bis spät in die Nacht, und endlich hatte er es heraus. – Ja – so – und nicht anders mußte es gehen, wenn ihn Gott nicht be-

Zürn April 55.

(CC BY-NC-SA 3.0 AT) www.landesbibliothek.steiermark.at 2013

(CC BY-NC-SA 3.0 AT) www.landesbibliothek.steiermark.at - 2013

sonders strafen wollte. – Guido Lichtenstern beschloß ein Bußgedicht aus ganzem fühlenden Herzen zu schreiben, und seine Idee dadurch auszuführen. Eine lichte Laufbahn schien sich vor ihm aufzuthun, und er begann zu hoffen.

Wir verlassen nun die Hütte des Jammers, und begeben uns auf Wiens Glanzpunkt des Adels und der gebildeten Welt, – in die kaiserliche Burg.

Der fünfzehnte October war gekommen.
Der Morgen tagte, freundlich stieg die Sonne herauf, und beleuchtete das frohe Wien das in schönstem Schmuck, in reichster Zierde prangte zur Feier des Namensfestes der großen Kaiserinn Maria Theresia.

Doch viel früher als die Sonne, war die gütige Fürstin aufgestanden um den festlichen Tag ihres Namens würdig zu beginnen, und dann zu wirken für das Wohl ihrer Völker. – Die Toilette war bereits beendet, und die Kaiserinn schickte sich an in ihre Messe zu gehen, da meldete man ihr: daß der Dichter Schliemann im Vorzimmer wäre, und vorgelassen werden bitte, da er seine Gratulation vorzulegen beabsichtige.

Wie der Leser bemerkt, wurde nicht die höflichste Art um Audienz zu bitten.

„Ei" – sprach die Fürstin – „dann sagt mir, wo soll werden oder nach Hause gehen, ich will diesen Tag mit Gott beginnen und nicht mit eitlem Menschengetändel. Herr Füchslein *) die Stunde schlägt."

Als Maria Theresia nach der Messe wieder in ihre Wohnung zurückkehrte, ließ sich Stiegmann zum Zweitenmahl melden.

„Nun so lasse man ihn doch hereinkommen damit er endlich Ruhe gibt." sagte die hohe Frau halb ärgerlich, indem sie nach ihrer Gewohnheit die Fenster ihres Kabinetes weit aufriß.

Bald darauf trat Herr Stiegmann mit tiefen Bücklingen ein.

„Was wünscht Er denn?" redete ihn die Kaiserin an – „Er ist recht zudringlich, nicht wahr, doch deßungeachtet will ich Ihn's verzeihen damit er aber für ein andermahl weiß: Ich bin besonders für die Morgenstunde gern unangefochten – Füchslein" wandte sie sich zur Gräfin Fuchs – „sage das auch der Dienerschaft."

Stiegmann befand sich in keiner geringen

---

*) Von Kammerzofen Gräfin Fuchs

Verlegenheit, er konnte sonst nichts thun als nur einen Bückling machen und ward roth im Gesichte wie ein gesottener Krebs.

„Nu, was macht Er denn da für sonderbare Verrenkungen, was sucht Er denn eigentlich hierher?“ sagte die Kaiserin und blickte den Mann halb ernst halb heiter an. Da wagte es endlich der angebliche Dichter ein zusammengefaltetes Papier aus der Brusttasche zu ziehen und stotterte: „Majestät, im Hinblick – da ich weiß – daß – – daß mir Ew. Majestät Auszeichnung – von früher her – gnädig angedeihen lassen, – so – so –“

„Braucht Er mir wahrscheinlich wieder so etwas worüber ich Ihn auszeichnen soll“, kam ihm die Fürstin – ihn in seiner Rede unterbrechend zu Hilfe: „Nun so lasse Er sehen, ei, ein Festgedicht, – und das hat Er auch selber gemacht?“

„Ja ja Ew. Majestät, selber gemacht, ganz von mir, ich bitte lesen Ew. Majestät, es ist bestbestens gelungen. Und weil ich der treueste Anhänger Ew. Majestät bin, so verfaßte ich auch dieses Gedicht.“ Schmunzelte Schlinger, indem er bemüht war sich selbst ins hellste Licht zu stellen.

die Kaiserin durchflog so gut es ging, das Gedicht, ihre Mienen glätteten sich, ihre Augen wurden hell, und dann blickte sie auf Schligerer und schüttelte den Kopf als ob sie so was von diesem Manne nicht erwartet hätte:

„Er heißt Schligerer, nicht wahr? –

„Eu. Majestät haben recht ich bin der Dichter Schligerer. – entgegnete der Gefragte.

„Er ist aber auch recht eitel – fuhr Maria Theresia fort – „aber das hat nichts auf sich, eitel ist ein jeder Dichter, und auf so einen Aktikel wie dieser da, hat Einer schon das Recht eitel zu sein, – aber, mein lieber Schligerer besitzt auch andere Dinge, Schlechtigkeiten und grobe Untugenden, über welche ich schon mehrere mahl klagen hörte, darüber habe ich Ihn heute tüchtig ausgreinen wollen, aber – ich muß aufrichtig gestehen, dieses Papier da – sie meinte das Festgedicht – „verstopft mir den Mund, und ich kann Ihn höchstens wieder eine Auszeichnung geben." Damit reichte sie dem verlegenen Hausbesitzer von Her-nandörfl drei Zuckerln, und winkte ihm, sich zu entfernen.

Dann setzte sich die Monarchin auf ein Sopha, und durchlas noch einmahl bedachtsam die Verse, und dann rief sie die Füchsin.

„Wenn der Josef von der Messe zurück ist, so sage ihm er soll zu mir kommen – so was könnte er wol auch kennen – jetzt schau einmahl meine Liebe – lese da dieses Gedicht – fürwahr, ich hätte das von Diesem nicht vermuthet.“

Die Gräfin durchlas die Zeilen.

„Nicht wahr das ist herrlich;“ meinte die Kaiserinn.

„Wirklich ew. Majestät“ versetzte die Fuchs, „das überrascht mich, – doch, was nur diese vie-len Pünktchen da bedeuten;“

„Pünktchen? – wo?

„Hier unter den Zeilen herum, diese kön-nen nicht von einer fremden Feder, sie müs-sen absichtlich gemacht worden sein.“

„Bei meiner Treue, Füchsin, – die habe ich selbst nicht bemerkt, sind sie absichtlich gemacht worden so müssen sie etwas bedeu-ten, was doch wol der Josef dazu sagen wird.“

Die Gräfin ging hinaus, und bald hernach stand sie an Seite des jungen Kaisers, und

das Gesicht von Britten — wurde höflich — in das Gemüth.

Die zwei Männer brachten von der großen Monarchin ihren Glückwunsch dar.

„Ist nicht der erste den ich heute bekommen, obzwar der Eure stets wohlgemeint ist, so werdet ihr doch zugeben, wenn ich diesem Glückwunsch hier den Vorzug gebe. Da schau Josef. Kannst du auch so was machen?“

Damit überreichte sie ihrem Sohne das Festgedicht.

Josef durchflog es, und von Britten blickte dem Leser über die Achsel in das Papier.

„Ei was seh ich!“ sprach er auf einmal, „Eine geheime Schrift. Welche Entdeckung.“

„Wo?“ fragten Alle auf einmal.

„Haben Ew. Majestät diese kleinen Stückchen hier schon bemerkt?“ fragte von Britten.

„Nicht doch mein Kind, — sondern hat mich mei- ne [illegible] darauf aufmerksam gemacht.“ versetzte die Kaiserin.

„Hab ichs doch gleich gedacht,“ sagte die Gräfin, „daß dahinter etwas stecken müsse. Aber lieber Herr von Britten, was steht den denn eigentlich Geheimes in dem Briefe.“

„Das kann man sich schon herausstudiren," sagte der Höfling, „man muß nur auf die Buchstaben acht haben unter welche diese Pünktchen angebracht sind."

„Aber sind sie doch so gefällig" bath die neugierige Füchsin, und die Kaiserin selbst drang auf die Auflösung des Wunderbaren.

„Nur einigen Augenblick Geduld," sagte zum Dritten, und indem er aufmerksam auf dem Papiere das Festgedichtes herumblickte, schrieb er mit einer Bleistifte auf einem andern Papier Buchstaben, welche sich zu Worte gestalteten. Alle richteten ihre Aufmerksamkeit auf Dritten, und dieser war fertig.

„Ew. Majestät, ich bin zu Ende, es ist erstaunlich, ich werde lesen. Die geheime Schrift in diesem Festgedicht heißt:

„Dichter dieser Zeilen ist nicht der Unterzeichnete. Es ist ein unglücklicher Jüngling welcher durch Neid und Ehrgeiz getrieben, in Kerkerduft, in einem unterirdischen Gewölbe*) schmachtet, und um Rettung fleht."

Sprachloses Erstaunen war auf allen Gesichtern gezeichnet.

---

*) Das Schliegerschen Häuschen.

„Der Unterzeichnete heißt Schliegerer, er ist aber nicht der Dichter dieser Zeilen.“ Sagte van Swieten, und wendete sich an die Kaiserin.

Maria Theresia warf sich erschöpft auf das Sopha nieder und blickte stumm, dennoch grollend auf den Grafen.

Die Fürstin konnte natürlich nichts Vernünftigeres thun, als beide Hände über den Kopf zusammenzuschlagen.

Des jungen Josephs Antlitz röthete sich, und er begann schnell über den Fußboden auf und abzugehen.

„Ist so etwas schon dagewesen?“ unterbrach endlich die Fürstin das Schweigen: „Ein Dichter sitzt gefangen in einem Winkel unter der Erde, und ein Scheusal erntet das Verdienst. Ein Scheusal wagt es, sich selbst dieses Talentes zu rühmen, und belügt die ganze Nation und seine Kaiserin, während vielleicht das wahre Genie Noth und Entbehrung leidet. — Ist so etwas schon dagewesen? Ach, und wir säumen noch, man will den Unglücklichen noch länger schmachten lassen, vielleicht in diesem Augenblick verhungern

zu suchen, gewendet wie einen Todten, und Ihn, dem Christ der das ganze Welttheil in Verwunderung setzt, den Stern des Jahrhunderts – grenzenlos, an Gottes Werken, Ist so etwas schon dagewesen? –

„Meine Gräfin vereifert sich." entgegnete die Monarchin, als der Kinderschluß der Kammerfrau etwas ins Stocken kam, – „Aber sie hat recht – der wahre Dichter dieses herrlichen Dankgedichtes soll diese Zeilen, und die Stückchen darunter nicht umsonst gemacht haben. – Und mein Josef schweigt kein Wort dazu? –"

Als der junge Kaiser diese Frage an sich gerichtet sah, schritt er in gemessenen Schritten hin zu seiner erhabenen Mutter, und als er ihr durch Geberden seine kindliche Ehrfurcht bezeigt hatte, sprach er in kräftiger Begeisterung: „Meine kaiserliche Mutter! für mich soll die That sprechen. Ich habe einen Plan gefaßt, genehmen Sie mir die Ausführung."

Eine Stunde hernach schritt ein Mann in bürgerlicher Kleidung aus der kaiserlichen Burg.

Schigner saß gemüthlich in seiner Stube, und betrachtete lächelnd die drei Dukaten die er von der Kaiserin erhalten hatte. Dann stand er auf, öffnete einen Schrank, und langte aus einem verborgenen Winkel desselben einen Schlüssel hervor. Eben wollte er das Zimmer verlassen und zu seinem Gefangenen hinabsteigen, um ihm die frohe Botschaft von den Osterkuchen den er binnen kurzer Zeit erhalten sollte, zu bringen, als man an die Thür klopfte. Eilig verbarg der Mann den Schlüssel in den Busen, und öffnete die Thür.

Ein junger Herr in schlichter Kleidung stand vor ihm. „Was wünscht man?“ war die barsche Frage des Hausherrn. „Bitte, wohnt hier nicht ein gewisser Schigner?“ – fragte der Fremde in bescheidenem Tone.

„Der Dichter? – der Dichter Schigner? – der bin ich!“

„Gut, dann wäre ich recht daran.“

„Was wünschen Sie also?“

„Mit Ihnen zu sprechen, und vielleicht wenn Sie wollen einen Handel

abzunehmen." — "Ich kenne sie aber gar nicht" sagte Schlegrone — "Schlagen Sie doch den Mantelkragen zurück daß man Sie sehen kann."

"Wenn wir in einem warmen Zimmer wären dann schön, aber — wissen Sie — ich leide an Zahnweh und gebrauche mein Ei-öl, kühle Luft wäre mir schädlich. Doch zur Sache: Dieses Haus wo Sie wohnen gehört Ihnen, nicht wahr?"

"Ja. Mein Eigenthum."

"Wollen Sie mir es käuflich überlassen? Ich bin aus Linz und wünsche hier in Wien ein Haus zu besitzen. Ich kam hieher ins Hernalsdorf, die Lage wo ihr Haus steht wäre mir ganz erwünscht, obzwar ich das alte Gemäuer da gern Gän-de aus niederreißen, und an dessen Stelle ein stattliches Wohnhaus bauen würde. — Also wollen Sie mir das Haus verkaufen?"

"Ich dachte nie hier auszuwandern, und besonders jetzt da ich in die Jahre komme, will ich es nicht mehr thun."

"Wenn sich aber Jemand finden würde der

sich entschließen konnte, ehe man zu hohen Preis dafür anzubieten; "

" Und sie wären vielleicht Käufer? "

Darauf nannte ihr der Fremde eine Summe, welche alle Lebensmuskeln des Geizigen rege machte. So viel Geld als Käufer ihm versprach hatte er sich doch auch nie eingebildet, und, obzwar er sich den Anschein noch unentschlossen stellte, so war es in seinem Innern doch schon gewiß, daß, insofern der Fremde sein Wort halten würde, er ihm das alte Gebäude jedenfals überlassen würde. Der Bürger von Lin verlangte nun das Haus in Beschau zu nehmen, und ehe dreißig Minuten verstrichen hatten beide Männer alle Zimmer durchwandert.

" Und sie wohnen einzig allein in diesem Hause? " fragte der Fremde als sie in das Vorhaus zurückkamen.

" Eigentlich " entgegnete Schlegener in großer Verlegenheit – " das wird mir doch wohl Niemand verwehren wollen! – Ich lebe von meinen Ersparungen ganz parteilos, was soll man sich mit Zinsleuten ärgern, ne,

das thun ich nicht. – Ich habe auch sonst Niemand seit meine Selige dahin – ich koche mir selbst was ich selbst esse, ich bereite mir selbst das Bett wenn ich selbst liege, finden Sie dieses denn sonderbar? – So, der Dichter Schligener ist nicht der Mann sich Koch, Diener, und Un-vergolt an den Hals zu hängen, allein läßt er sich am bekanntesten leben und dichten. Ei-genes aber" – setzte er dazu " jetzt haben Sie das Haus in Augenschein genommen, und ich werde Ihnen welches um bezahlten Preis überlassen."

" Alles gut – erwiderte der Fremde " doch ich habe noch nicht alles gesehen – gibt es kei-ne Keller? "

" Keller? – allerdings – jedoch – " Schli-gener stotterte.

" Was ists mit den jedoch! " fragte der Frem-de rasch.

" Nicht der Mühe werth hinabzusteigen, es sind ganz gewöhnliche Keller. "

" Ich möchte sie sehen, führen Sie mich hinab. "

" Indessen ist die Treppe etwas unsicher, und ich glaube sogar etwas gemauert. "

„Läßt sich besichtigen. Kommen Sie Herr Schli-
gener, und schauen Sie mich in den Keller-
raum."

Der Hausherr war natürlich verlegen
denn er dachte an seinen Gefangenen. „Al-
so Sie wollen wirklich hinab?" fragte er
langsam, indessen er seine Gedanken an-
strengte sich aus dieser etwas kritischen La-
ge heraus zu ziehen. Endlich fiel es ihm
ein. „Vergeben Sie Herr" sprach er
jetzt mit sicherer Stimme, „heute ist es
unmöglich die Keller zu besichtigen."

„Unmöglich – ei warum denn?"

„Ich habe die Schlüssel nicht."

„Die Schlüssel nicht zu ihrem eigenen
Haus?"

„Sie sind beim Schlosser in der Repar-
atur."

„Und dies wollten Sie mir anfangs
nicht sagen" versetzte der Fremde mit
sehr ernstem Tone – „Hören Sie Herr
Schligener, Ihr Benehmen verdächtiget
Sie – Sie machten falsche Vorwände: es
wäre nicht der Mühe werth hinabzu-

steigen, wehren ansehen, die Augen wehren ver-
wundert, – Sie hätten die Schlüssel nicht dazu –
es ist aber nicht wahr! – sagen plötzlich führ-
ten sie mich in den Keller. –"

„Was! man will mir in meinem eige-
nen Hause befehlen! fort, oder ich gebrau-
che mein Hausrecht." Schreiend Schlegmann glü-
roth vor Zorn, und bald die Fäuste sich anschi-
ckend seine Worte zu verwirklichen.

Der Fremde verließ ruhig das Wirthshaus
und ging ins Freie.

Schon glaubte der angebliche Dichter der
Gefahr von Entdeckung enthoben zu sein, als
der Fremde wieder ganz ruhig zurückkam,
und zwar in Begleitung von zwei Mann
Kommerwache.

Schlegmann zuckte zusammen und wechselte
die Farbe.

Der Bürger aus Linz wendete sich gleich-
giltig zum Hausherrn mit dem Begehren:
„Jetzt mein Herr führen Sie mich in die
Kellerräume."

„Eje meinen Herren – jedoch – erlauben
Sie – die Schlüssel, ich muß sie suchen holen."

stotterte der Bedrängte, und machte ei-
nige Schritte gegen das Thor.

„Oho, sie entkommen nicht“ – schrie Einer
von der Wache, und hielt ihn zurück.

„Weigerung nützt nichts“ – sagte jetzt
der Fremde, – „Schliegmann, sie werden
alles gestehen. Sie hatten in einem Kel-
ler unter der Erde einen Mann gefan-
gen, und während sie seine Verdienste
ernten lassen sie den Namen geschänd-
et. Ist es so?“

Schliegmann wäre verwegen genug gewe-
sen, aber er war zu feige es länger zu
läugnen, und mit ringenden Händen ge-
stand er alles.

In drei Minuten hernach traten
die zwei Männer in den Kerker des höchst
erstaunten Guido ein, und die erste
Bewegung des Jünglings war ein Blick
zum Himmel – oder besser – zur feuchten
Decke des Gewölbes – ein Blick voll
freudigen Dankes. Obgleich er noch nicht
wußte, so ahnte er doch, daß die Stunde
der Rettung gekommen.

der Fremde konnte sich selbst das Staunens nicht erwehren, als er sich in einem dünstern, nur von einer Lampe schwach beleuchteten Gewölbe befand, und vollends als er den, fast zu einem Greiße entstellten Jüngling erblickte.

„Wer sind Sie, Mann in diesem Grabe?“ – fragte er mit einer Stimme, daß die Wände wiederhallten.

„Ich heiße Guido Lichtenstein,“ antwortete der Jüngling bebend, – „bin eine Waise und das unschuldige Opfer dieses Mannes der mein Vormund ist, geworden.“ Kaum vermochte er die letzten Worte zu stammeln, er brach in Thränen aus.

„Fassen Sie sich – armer Dulder, der Retter ist gekommen.“ sprach der Fremde, und indem er seinen Mantelkragen zurückschlug, öffnete er die Vorderflügel desselben.

„Gerechter Jesus!“ kreischte Schiwaner – „der Kaiser!“ – dann sank er fast bewußtlos auf den Boden.

Auch Guido fiel vor den Füßen des

jungen Menschen nieder. Lange lag er so da, seine ganze Seele löste sich auf in heißem, innigem Danke.

Auch die Feuerkünste ließen sich auf das Knie nieder.

Dort lag vernichtet das Verbrechen.

Hier die gerettete Unschuld.

Mitten stand der Edelste, der Erhabenste, Oesterreichs größter Kaiser Joseph II.

Dieses Bild noch weiter auszumahlen wäre überflüssig. Die Erzählung schließend werfen wir noch einen Blick hinein, und sehen Schliegner den Räuber der erhabenen Menschenverdienste, den Lorbeer, im Kerker sein Leben verhauchen, – und wir sehen zwischen der Kaiserin Maria Theresia und ihrem Sohne Joseph II. den jungen Guido Lichtenstein mit Lorbeeren bekränzt, eine glänzende Lebensbahn andeuteten.

S'bedrog'ne Diandl.

Gedicht in steirischem Dialekt von Pet. K. Rosegger.

„Büabal, wo host du dei Liab?"
„Diandl die trog i im Herzn herum."
„Büabal und mein is so dunkl;"
„Diandl geh sog mar warum."

„Büabal wo host du dei Herz?"
„Diandl gwiß wohr – dös hob i verloren."
„Verlohrn host as – Büabal nimi;"
„Z'nächst wia i ind Hauptstadt bin gforn."

„Büabal jo wia host denn thon?"
„Du woaßt i hob oanmal in Herzal umdum
Do schaut mi a Stadtmadl an,
Und sauber war's, dös muaß i sogn.

's Stadtmadl gibt mar hernoch
An brennenden Kuß as wia Schwefelhölzl
Hot brennt mir ins Herzerl a Loch,
Und – außi gstoln is mar die Herz."

„Mei Herz is so schwer und so draurig; –
„Diandl wos host denn oft ollweil dain?„
„Erstens die brennate Liab, –
„Diandl geh schlogs aus'n Sinn: –

„Zweitens die woanate Zähr
Drittens gezwungene Küss, und dahier
Viertens die bittere Reu,
Fünftens – a Liaberl von dir.

Aber mir wollen uns nit zdragn,
Geh hin zu dein Stodtmadl, bring ihr von mir
Recht an schön Gruaß, und thua sogn
Und sie soll sich hüaten vor dir:

Und du hättst a Madrl verführt,
Sul schaun dass ihr nit etwa a a so geht
Und du wärst nit voll Salben gschmiert,
Sul schaun dass ihr nit a so geht. –

———

Gablenz.

Indem ich das Vergnügen habe, diesem Volks-kalender als Titelbild das Portrait unseres großen, tapferen Feldherrn, vorzulegen, welcher sich besonders gegenwärtig im Schleswig Holsteinischen Krieg mit den Dänen, berühmt machte, will ich auch seine Biographie kurz wiederholen.

Feldmarschall-Lieutenant Freiherr von Gablenz ist ein Sohn des aus den Befreiungskriegen bekannten sächsischen Generals, trat er 1816 in die österreichische Armee, war 1821 in Neapel mit, und 1848 im Stabe Radetzki's. Hierauf wurde er als Stabschef dem Schlik'schen Korps zugetheilt, und daß dieses das einzige blieb, welches keine Niederlagen erlitt, war dem Major, später Oberst von Gablenz zum größten Theile zuzuschreiben. 1859 focht er bereits als General bei Magenta, und seine Abtheilung war es, welche an der Eisenbahnbrücke das einzige Geschütz eroberte. Bei Solferino-

ne war er weniger glücklich. Er besitzt neben allen seinen Eigenschaften eines vorzüglichen Soldaten, die, seine Leute zu gewinnen, und sie mit aller Milde freundschaftlich, als Kameraden im Leben und Sterben zu behandeln, eine Tugend und ein Talent, die viel Geringere entweder nicht erreichen können, oder nicht zu [illegible] verstehen, aber häufig mehr werth sind, als aller Prunk oder prangender Flimmer.

Möge ihn uns die Vorsehung recht lange erhalten, daß wir in ihm einen Helden des Sieges, einen zweiten Radetzky verehren können.

In der Hofburg.

Erinnerung aus meinem Leben.

Die Tage, die ich im Jahre 1863 in Oesterreichs Haupt- und Residenzstadt verlebte, werden mir für mein ganzes Leben unvergeßlich bleiben. Und soll mich das Geschick auch künftig noch mehrere male nach Wien bestimmen, so werde ich doch meine erste Reise dahin nie vergessen, wie die bittersüßen Tage, in welchen ich unerfahrener Knabe (Hirt) aus meinen heimathlichen Bergen, ganz allein, arm und scheu die Wanderung nach Wien antrat.

Am 29. April um 5½ Uhr Abends war es, wo ich bei Simmering am Kreuz anlangte, und zum erstenmale in meinem Leben die alte Weltstadt mit ihrem ehrwürdigen Riesendom, mit ihrer altösterreichischen Kaiserburg, vor mir ausgebreitet, erstaunte.

Zehn volle Tage und zehn Nächte lang währte
mein Aufenthalt daselbst, und ich war nun
sehr besorgt diese Zeit so gut als möglich zu
benützen.

Und ich habe sie gut benützt!

Daß ich täglich in die Kirche von St. Stefan
gieng, das war natürlich; daß ich am 1. Mai
zum Volksfest in den Prater wanderte, das
war ohne Zweifel; daß ich die meisten Vorstädte
und auch den Südbahnhof, das k.k. Arsenal, das
obere Belvedere, und Vieles Andere besuchte,
das fand ich sehr nothwendig. Der größte und
merkwürdigste Akt aber war dieser: ich war
in der kaiserlichen Burg. – Ich bilde mir
aber nicht wenig darauf ein, und denke
noch recht gerne an den 30. April und an
die 9. Morgenstunde desselben, wo ich bergauf
bergab stieg im Hause unseres Kaisers, und
vom Josefsplatz den Weg gegen die Hofbib-
liothek wanderte. Ich hatte sehnlich den Wunsch
dieselbe, insofern es möglich sein würde,
zu sehen, und klopfte daher mit hoffender
Zuversicht an der Thür des Bibliothekars

an. Ein lautes: „Herein!“ scholl von Innen, und leise bebend drückte ich an die Schnalle. Ich sagte ehrfurchtsvoll meinen „guten Morgen“, und ein Mann, so ungefähr in den dreißiger Jahren, welcher bei einem Schreibpult arbeitete, erwiederte ohne auf mich zu sehen: „Gehorsamster Diener.“

Ich blieb an der Thüre stehen, und wartete die Zeit ab bis er aufstand, und auf mich zuging, welches bald erfolgte.

„Sie wünschen?“ fragte er mich freundlich.

„Ich bitte, Ew. Gnaden, könnte es nicht möglich sein den Eintritt in die Bibliothek zu erhalten?“

„Mein lieber Freund, ich bedauere, das ist gegenwärtig nicht möglich. Sind Sie ein Studierender?“

„Habe ich leider nicht die Ehre zu sein.“

„Nun da können Sie auf keinen Fall in die Bibliothek.“

„Ich glaubte aber doch, Ew. Gnaden, daß die Bibliothek zu gewissen Stunden Jedermann offen stünde.“

„Allerdings, doch Sie werden bedenken daß die gegenwärtige Stunde keine von den ge-

wesen ist. Nur Studenten ist es gewissen Hal-
len auch außer den bestimmten Stunden, der
Eintritt gestattet. – Sie sind vermuthlich kein
Wiener?"

"Nein – ich bin aus Steiermark."

"Aus Steiermark? vielleicht von?"

"Von Krieglach im Mürzthale."

"Krieglach, – diese Ortschaft kenne
ich, ich bin einige mahl durchgefahren.
Setzen Sie sich nieder. – Also in Krieglach
sind Sie zu Hause – was bekleiden Sie für
eine Stelle?"

"Ich bin ein Schneider."

"Und da suchen Sie hier in Wien vielleicht
irgendwo eine Unterkunft?"

"Das nicht, ich kam zu einem Augenarzte
hieher."

"Haben Sie kranke Augen?"

"Ja. Ich leide schon längere Zeit daran
und da empfahl man mir einen hiesigen
Doktor."

"Man kennt aber Ihren Augen gar
nichts an – vermuthlich ein gebrochenes

Leidern. Solche Zustände sind in der Regel gefährlich. — Wie lange sind Sie schon in Wien?"

"Seit gestern abends."

"Sie sind mit dem Postzug gekommen?"

"Zu Fuße."

"Was, zu Fuße — von Kernglach bis Wien zu Fuße; — nein, wahrhaftig, Sie sehen mir nicht darnach aus. Aber warum haben Sie denn die Eisenbahn nicht benützt?"

"Diese Gelegenheit war mir zu kostspielig, während ich auf dem Dampfe 4 Gulden hätte ausgeben müssen, kostete mir zu Fußen die Reise 25 Kreuzer."

"Ei hören Sie mir auf — mit 25 Kreuzer von Kernglach bis Wien, das kann nicht möglich sein."

"Und dennoch, Ew. Gnaden, ich habe nicht mehr ausgegeben."

"Nun es kann schon sein, da sind Sie wahrscheinlich "fechten" gegangen."

"Ich war zu schüchtern dazu. — Zwar, ich muß gestehen, versucht habe ich es allerdings, zum erstenmahl ging es gut, ich erhielt einen Kreu-

zer, – zum zweitenmahl ging es besser, da erhielt ich ein Stück Brod und einen Zettner, – zum drittenmahl ging es am besten, da kam ich in ein unrechtes Haus, und ein altes Weib jagte mich hinaus. Das war das letztemahl, – ich fühlte mich beleidigt und gab das Fechten auf.“

Der Bibliothekar lachte.

„Nun, da muß man freilich sobald schenken lassen. Aber wie kamen Sie denn mit 25 Kreuzer nach Wien?“

„Gestern lebte ich von dem was ich zu Hause, ehe ich fortging, aß, und mitnahm, das Nachtquartier in Wiener-Neustadt kostete 10 Kreuzer, und heute trank ich zwei Pfiff Wein, um 2 Kreuzer einen Kudhüzzen, und aß 2 Semmeln dazu.“

„Wahrhaftig, das nenn ich haushalten. Was gibt es Neues in Krieglach?“

Ich erzählte ihm wie es bei uns im Mürzthale zuging.

„Gefällt es Ihnen hier in Wien?“

„O sehr gut.“

„Wie lange gedenken Sie hier zu bleiben?“
„Bis Dienstag.“

„Nun, benützen Sie diese Zeit nur gut. Morgen ist der erste Mai, ist Volksfest im Prater, da gehen Sie hinaus, und es gibt gar viele Merkwürdigkeiten in Wien, besehen Sie ihnen alles recht gut. – Haben Sie sich irgendwo ein Zimmer gemiethet?“

„Bloß ein Bett auf 8 Tage, in einer Privatwohnung unter den Weißgärbern.“

„Was haben Sie den gestrigen Abend gemacht?“

„Unmittelbar nach meiner Ankunft ging ich nach St. Stefan, und dann ins Karltheater.“

„Ins Theater, ei das war vernünftig. Was wurde gegeben?“

„Zwei Stücke: „Im Vorzimmer,“ und „Der Geizige.“

„Und hats Ihnen gefallen?“

„O ja, – ich bin ein besonderer Liebhaber von Kunst und Musik.“

„Warum machten Sie auch in die Hofbibliothek, nicht wahr? – wissen Sie, in der

Bibliothek sehen Sie sonst gar nichts als Bücher."

„Nun dieses wäre für mich sehr unterhaltend."

„Sie sind wohl ein Liebhaber vom Lesen?"

„O das ist meine liebste Unterhaltung."

„Und haben sich wohl auch mit dem Lesen die Augen verdorben?"

„Gewisser Massen kann ich es wohl auch nicht läugnen, jedoch trägt auch das beständige Nähen – wo man bekanntlich die Augen auch anstrengen muß – daran Schuld."

„Wissen Sie, das Lesen ist für sich den Augen nicht schädlich das heißt wenn folgende Regeln beobachtet werden: Erstens soll man sich in das angenehmere Licht stellen, es darf nämlich nicht zu dunkel und auch nicht zu hell sein, zweitens der Druck, oder die Schrift nicht zu fein, drittens muß man auch nie zu anhaltend lesen."

Ich dankte für die Maßregeln. Wir sprachen noch von Mehrerem, und da er gerade vom Kaiser zu sprechen kam, so fragte ich ob Se. Majestät zu Hause sei.

„Der Kaiser?" – fragte mich der freundliche Höfling. – „Ja, Vormittag ist er zu Hause, Nachmittag aber nicht, da fährt er nach Schönbrunn. Wollen Sie vielleicht mit ihm sprechen?"

Diese Frage des Herrn Bibliothekarius erschreckte mich ordentlich. „Ich mit dem Kaiser sprechen," antwortete ich, „dieses Glück wird mir wol nie zu Theil werden."

„Warum denn nicht; – Vormittag ist Se. Majestät täglich zu sprechen, und wenn Sie eine Angelegenheit, eine Bitte, einen besonderen Vortrag, oder irgend einen triftigen Grund haben, so kann ich Sie morgen zur Audienzstelle aufführen."

„Nu, Angelegenheiten – Bitten, nun so was wüßte ich nicht vorzulegen – "

„Zum Beispiel?"

„Aber es geht nicht; Wichtiges habe ich aber nichts vorzubringen, und mit Kleinigkeiten, die nur mich, und sonst keinen Menschen interessiren, kann man Se. Majestät nicht belästigen."

„Nun das ist freilich wahr. – Nun aber, mein lieber [illegible], damit Sie nicht

innerhalb daher herausgestiegen sind, so will ich Sie jetzt in die Bibliothek führen die der große Kaiser Joseph gegründet hat.«

In einer Minute hernach stand ich im großen Tempel der Musen, der Wissenschaften, der Merkwürdigkeiten alter und neuer Zeit.

Diese Räume gebühren Ehrfurcht. Heiliger Schauer durchrieselte mein Inneres, und wehmüthig dachte ich an den großen Monarchen, der sich hier zum besten Andenken, ein bleibend Denkmahl gesetzt.

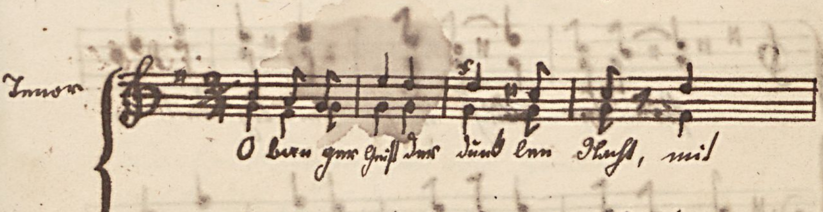
Als ich durch die Güte des freundlichen Herrn, mehrerer Bücher und Kunstschätze in Augenschein nahm, und er mir manches bekannte Wort darüber gesagt hatte, verließ ich den geheiligten Raum.

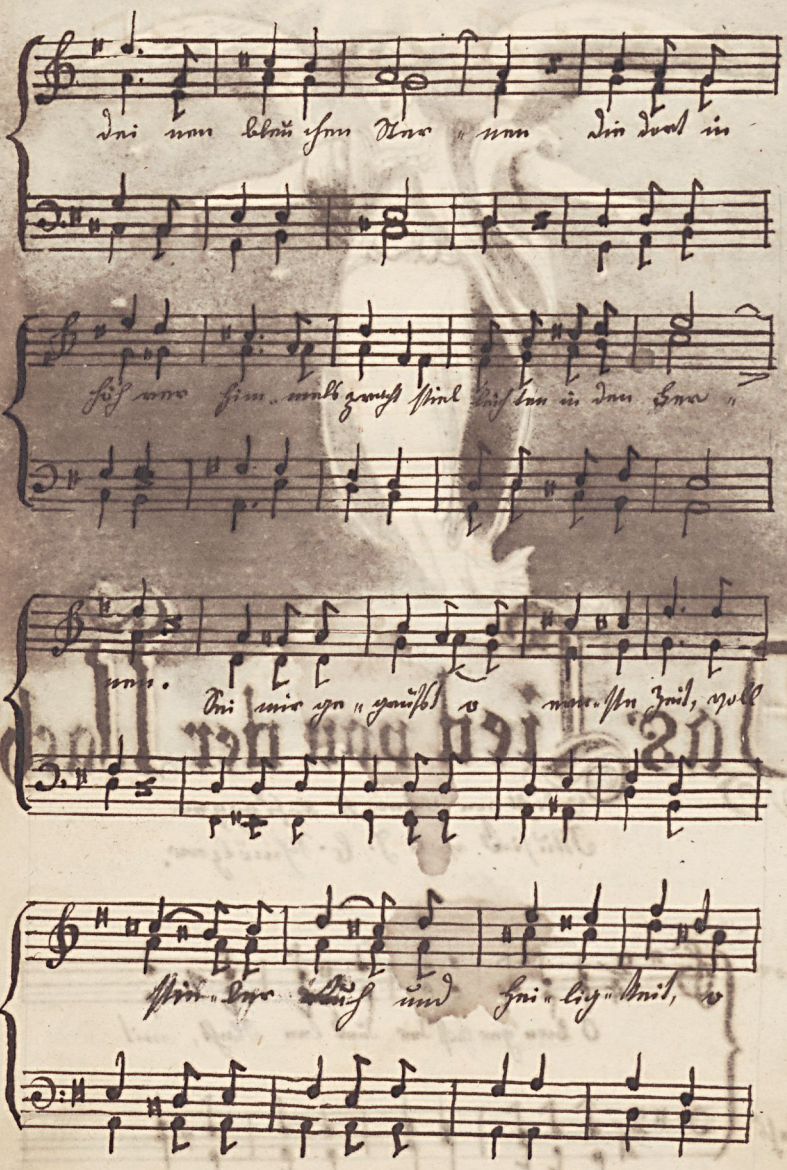
"Jetzt also haben Sie die Hofbibliothek gesehen, sind Sie zufrieden? – Also leben Sie wohl, und grüßen Sie mir die Steiglerin. – Das waren die letzten Worte, die der freundliche Höfling zu mir gesprochen.

P. Kloßnyzner.

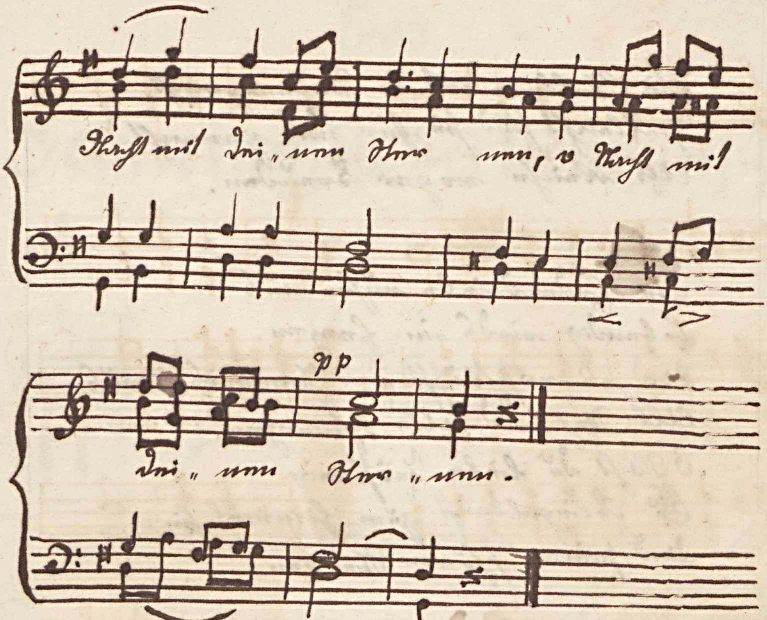
Das Lied von der Nacht

Gedicht von Peter K. Rosegger
Musik von J. C. Schmölzer.





(CC BY-NC-SA 3.0 AT) www.landesbibliothek.steiermark.at - 2013



O banger Geist der dunklen Nacht
Mit deinen bleichen Sternen,
Die dort in höherer Himmelspracht
Weit leuchten in den Fernen.
Sei mir gegrüßt o ernste Zeit
Voll stiller Ruh und Heiligkeit,
O Nacht mit deinen Sternen.

Die Erdendinge sind wir zwar
Erblindet durch die Nächte,
Doch unsrem Geiste stellt sich dar
Ein Blick in jene Mächte:

Die Welten dort im Sternenzelt,
Vielleicht sind sie für uns gemacht
Als Reiche ew'ger Freuden.

Die Erdendinge ruhen aus
Lebendig wird's im Herzen,
Und es verschließt das Jammerhaus
All Weh und alle Schmerzen.
O Nacht du liebe Trösterin
Du Flügelkraft zum Himmel hin:
Und seinen schönen Sternen.

So sei, o Nacht gesegnet mir
Du Lindrerin der Leiden,
Mir wird so himmlisch wohl in dir
Du Geist der höhern Freuden.
Ich fühle Gottes Schöpferhand,
Mich zieht's empor zum Vaterland
Und meinen lieben Sternen.

P. K. Rosegger.

Das Semmeringfest bei Mürzzuschlag

Am 31. Juli anno 1864.

Nachdem ein frischer, wohlthätiger Regen die Erde angefeuchtet hatte, so daß alles wieder grünen, blühen, und lieblich duften konnte, brach ein schöner klarer Morgen an. Der Morgen des großen Jubelfestes, welches da zur Erinnerung, zum Andenken gefeiert werden sollte zu Ehren des Tages, welchem da des Menschen großer Geist, des Arbeiters Mühe errangen über den nicht so unbesiegbaren schimmernden Gegenstand, über das tückische Hinderniß, als welches sich der Semmering den neuen Erfindungszweigen des Dampfes entgegenstellte.

Ein Fest sollte gefeiert werden, ein Dankfest, ein Ehrenfest für Alle jene, welche Hand an dieses große Werk legten.

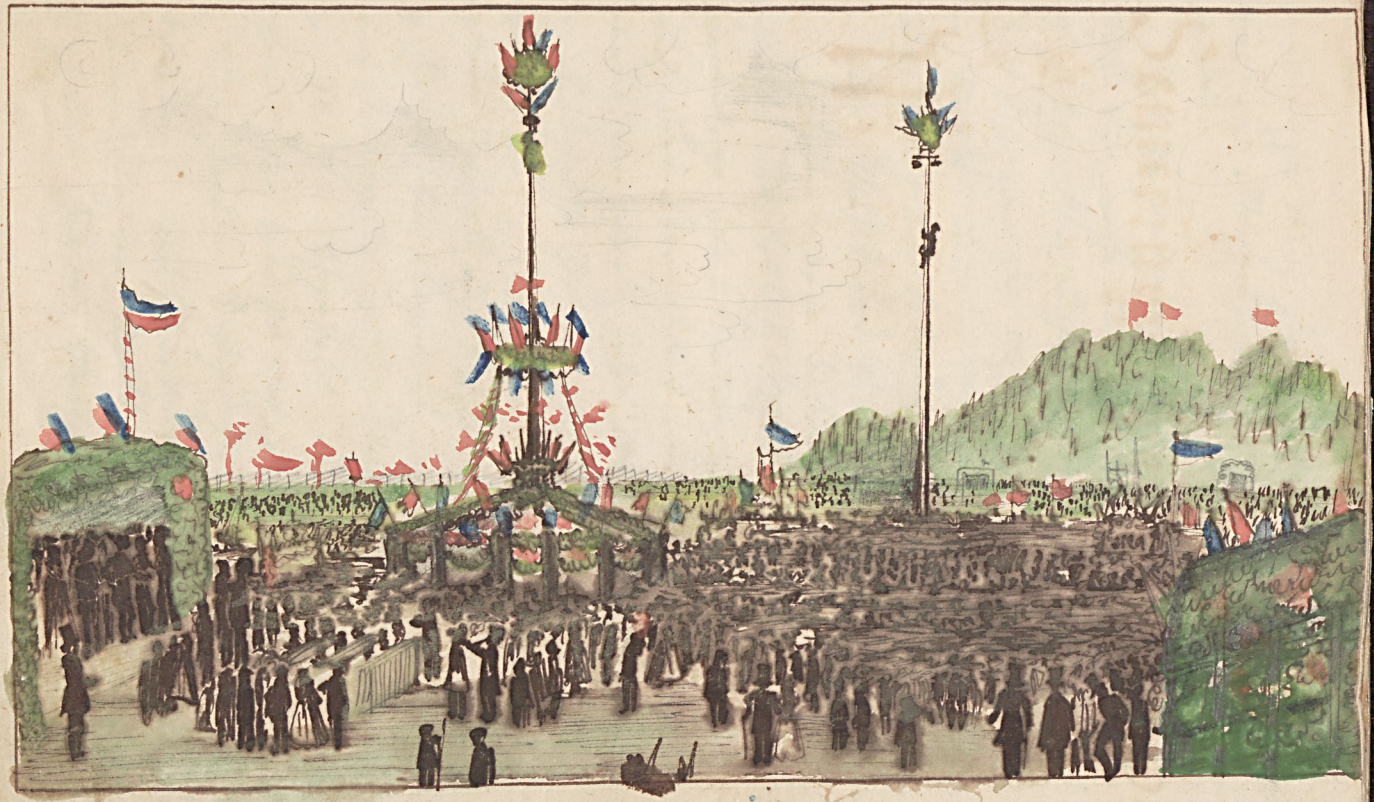
Vor zwanzig Jahren galt es noch fast allgemein als eine Unmöglichkeit von Gloggnitz bis

Mürzzuschlag eine Eisenbahn anzulegen, doch das Menschengeist ist allmächtig! er gebot: "hier wer-de der Weg für eine Dampfmaschine!" – und tau-send und tausend Arbeitslustige strömten her-bei mit Eisen und Stahl, und die härtesten, kolo-ssalsten Felsen mußten brechen, die schauerlichsten Abgründe mußten sich ebnen, – und als kein anderer Ausweg war, drang man durch in das Berges Herz hinein, und diese Semmering mußte sich ergeben. – Millionen kostete die-ser Bau; sogar Menschenleben fielen zum Opfer, aber: er gelang!

Jahrelang brausen nun die Räder, und zi-schen die Lokomotiven durch in des Berges Schoß dahin, stolz lächelnd betrachten wir jetzt das Riesenwerk.

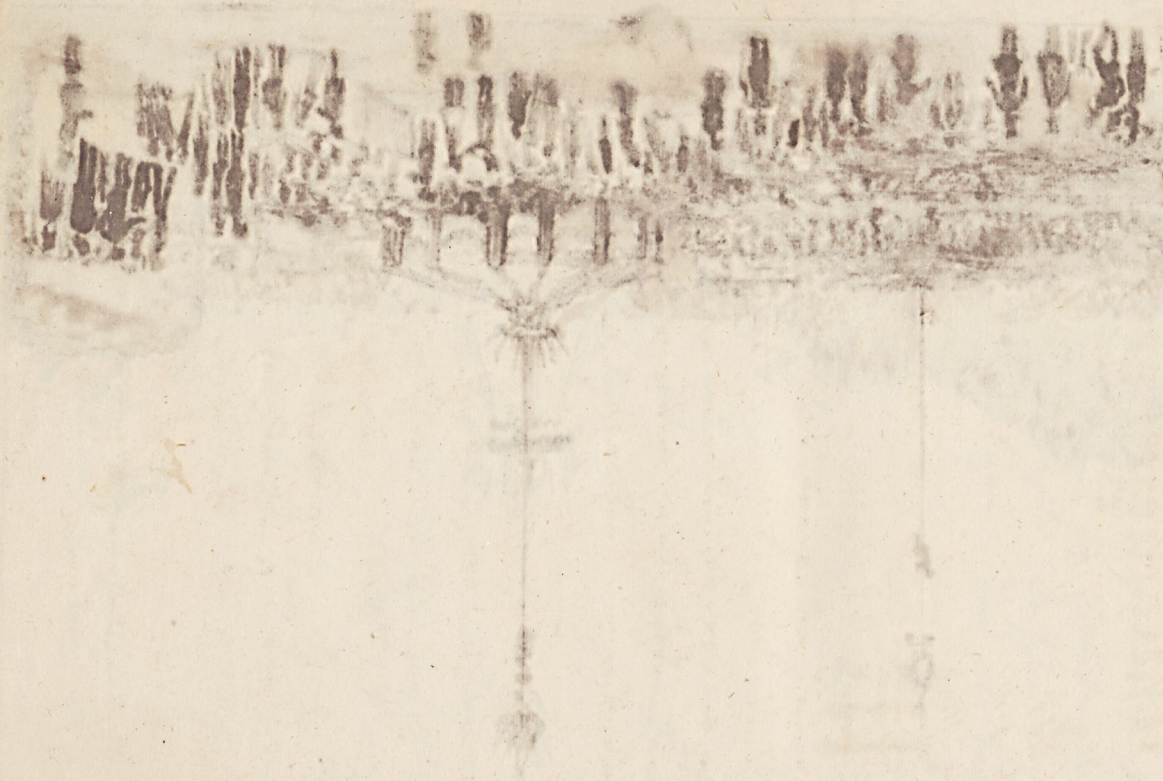
Am 31. Juli 1864 sollte also nach vielen und großartigen Vorbereitungen, auf einer wunderschönen romantischen Anhöhe nächst Mürzzuschlag, von wo man die Aussicht nach dem Semmering, Pittal, Kampalpe, Raxalpe, Stu-bergalpe, Hülleg, Königskogel, und dem schönen vielbesungenen Mürzthal hat, das Volksfest stattfinden.

Obzwar auch von der Bahngesellschaft Vor-kehrungen getroffen wurden, so kam die ge-



Das Volksfest in Mürzzuschlag.

(CC BY-NC-SA 3.0 AT) www.landesbibliothek.steiermark.at - 2017



(CC BY-NC-SA 3.0 AT) www.landesbibliothek.steiermark.at - 2017

zu Veranstaltung hauptsächlich der Markt-
gemeinde Mürzzuschlag zu Grunde gelegt worden.

Acht Vergnügungszüge kammen von Wien, wovon der erste um 10 Uhr Mittags, am festlich geschmückten Bahnhofe anlangte. Von dort bis 1 Uhr war die Gasse vom Bahnhof bis in den Markt, ununterbrochen voll Menschen. Ganz Mürzzuschlag war lebendig. An allen Enden hörte man Musik und Pöllerknall. An den meisten Häusern waren Fahnen in allen Farben, ausgesteckt, und herrliche Triumphsäulen und Blumenkränze schmückten die Thor und Fenster.

Besonders überraschend war der schöne große Baum am Marktplatze wo die Bahnhofgasse zur Landstrasse stößt. Dieser war mit 13 Fahnen besteckt, und mit Kränzen reich, und geschmackvoll geziert. Und als um 2 Uhr die Militärbande vom k. k. [illegible] Regiment aus Wien, ankamen, waren dort viele weißgekleidete Jungfrauen und kleine Mädchen aufgestellt, und auch 3 Knaben ganz in steirischer (obersteirischer) Nationaltracht, standen da, und streuten Festgedichte und Blumen auf die Ankommenden. Mit schmetternden Musikschall zog dann die Bande durch den Markt, und von dort samt dem ungeheueren Zug von Menschen der sich anschloss, den

Festplatz zu. Und dort ging die Geschichte so von ganzem Herzen los. Alles war vergnügt, an allen Ecken gab es Unterhaltung. Restaurationen, wie z. B. „zum Löwen“ „zum steirischen Häusl“ „zum grünen Herz“ „zum süßen Löchl“ und viele andere, waren aufgerichtet und allerart Speisen und Getränke waren zu bekommen. Ferner waren bemerkbar Häuser, Tanzsal, Bühnen für die Sängergesellschaften aus Wien und dem Mürzthale, für die Militärbande, und andere. Vor allem den geräumigen Tanzplatz zu erwähnen, welcher mit bekränzten Säulen umgeben, mit Reisig und grünenden Laub gedeckt, und in dessen Mitte sich ein großer langer „Maibaum“ erhob, welcher ebenfalls wie das ganze mit Fahnen behangen war. Ferner der Tanzplatz und ein zweiter „Maibaum“ welcher noch höher als der vom Tanzplatz, und für sogenannte Baumkraxler bestimmt war.

Der Männergesangverein unter der Leitung des Herrn Haubat trug mehrere Stücke vor, unter anderen auch ein Gedicht welches eigens zu diesem Feste verfasst wurde, und worin hauptsächlich vom bestiegten kühnen Baumsteig

gehandelt wurde. Obzwar sich auch der Mürzzu-schlager Sängerbund sehr löblich hervorthat, so wur-de er doch stets dem Wiener Sängervereine die Rechte nicht streitig machen.

Ferner war auch ein Magier zugegen, welcher die neuesten erstaunlichsten Kunststücke producierte. Unter andern wollte er auch einen Luftballon fliegen lassen — welches mit ungeheurem Beifall würde aufgenommen worden sein — wenn es ge-lungen wäre.

Es wäre vergebens alles Einzelne heitere und gemüthliche eines Volksfestes zu beschreiben, und Einer, der nicht dabei wirklich betheiligt war, würde sich bei der genauesten Beschreibung, die Sa-che unrichtig vorstellen.

Das Fest war von der Art, daß man seines-gleichen in 50 Jahren kaum nimmehr in diesen Gegenden erlebt. Es wird aber auch nicht gescheut um das Publikum — bei 6000 Köpfe stark — zu be-friedigen. Zu Abends noch feierte man den herr-lichen Tag. Nahe am Bahnhof wurde nämlich ein Feuerwerk veranstaltet, welches das reizendste Schauspiel bot.

Mürzzuschlag war in dieser Nacht auch das glän-zendste beleuchtet, und Gesang und Musik schallen

durch den ganzen Ort hin.

So war der festliche Zug vollendet, und Jeder kehrte heiter und befriedigt nach Hause.

Wir aber wünschen daß sich diese Liebesbande Oesterreichs, die unserm Land durch den bezwungenen Semmering, welcher Mürzzuschlag zu einer Vorstadt Wiens, Steiermark zu einem Lustgarten der Kaiserstadt gemacht hat, und hindurch fest, segnend und bauend umschließen, daß kein trübes Schicksal der Zeit es je zerstören, auf daß wir Steirer unseren treuen deutschen Brüdern stets immer nahe, und an ihren Ehrenkämpfen schneller betheiligen, und an ihren Siegen in ihrer unmittelbaren Nähe erfreuen mögen.

J. S. Schegger.

(CC BY-NC-SA 3.0 AT) www.landesbibliothek.steiermark.at - 2013

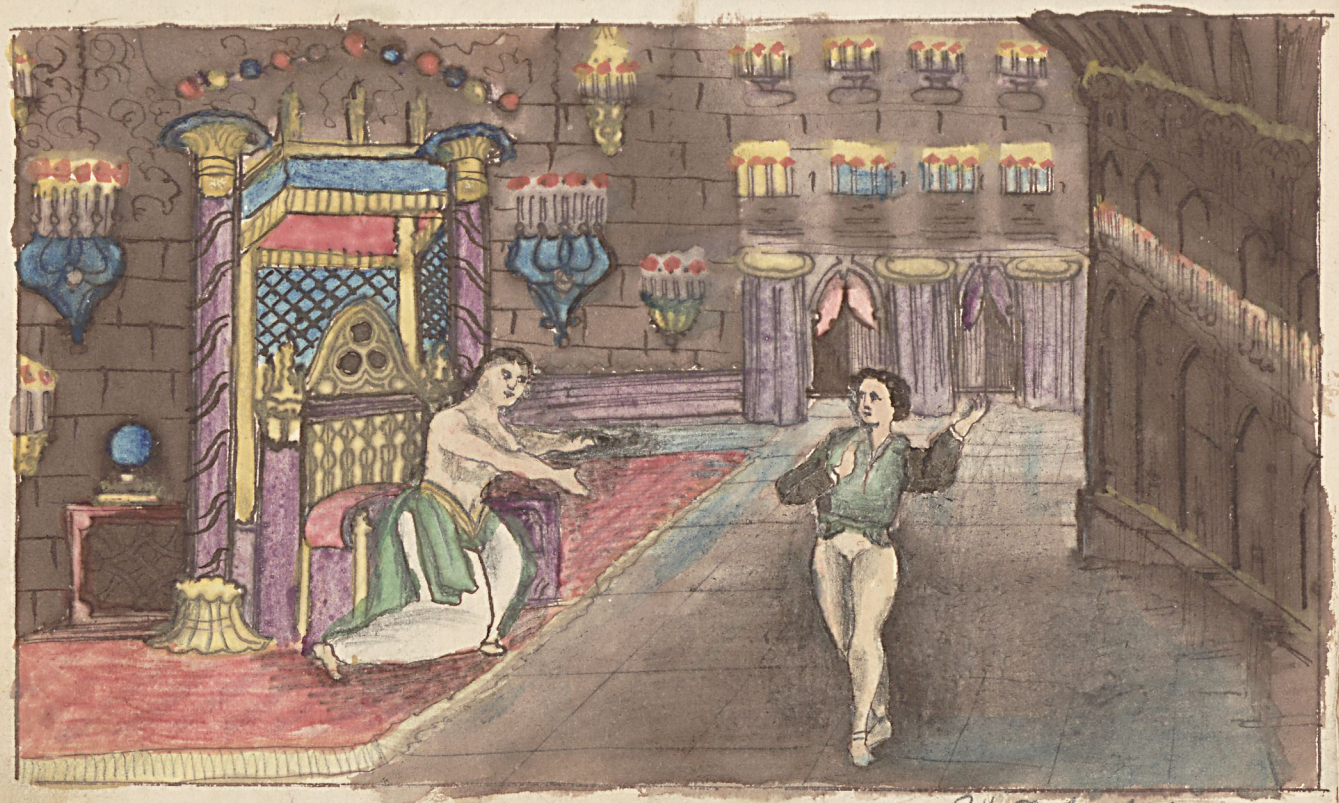
(CC BY-NC-SA 3.0 AT) www.landesbibliothek.steiermark.at 2015

Hanes.

Ein Märchen.

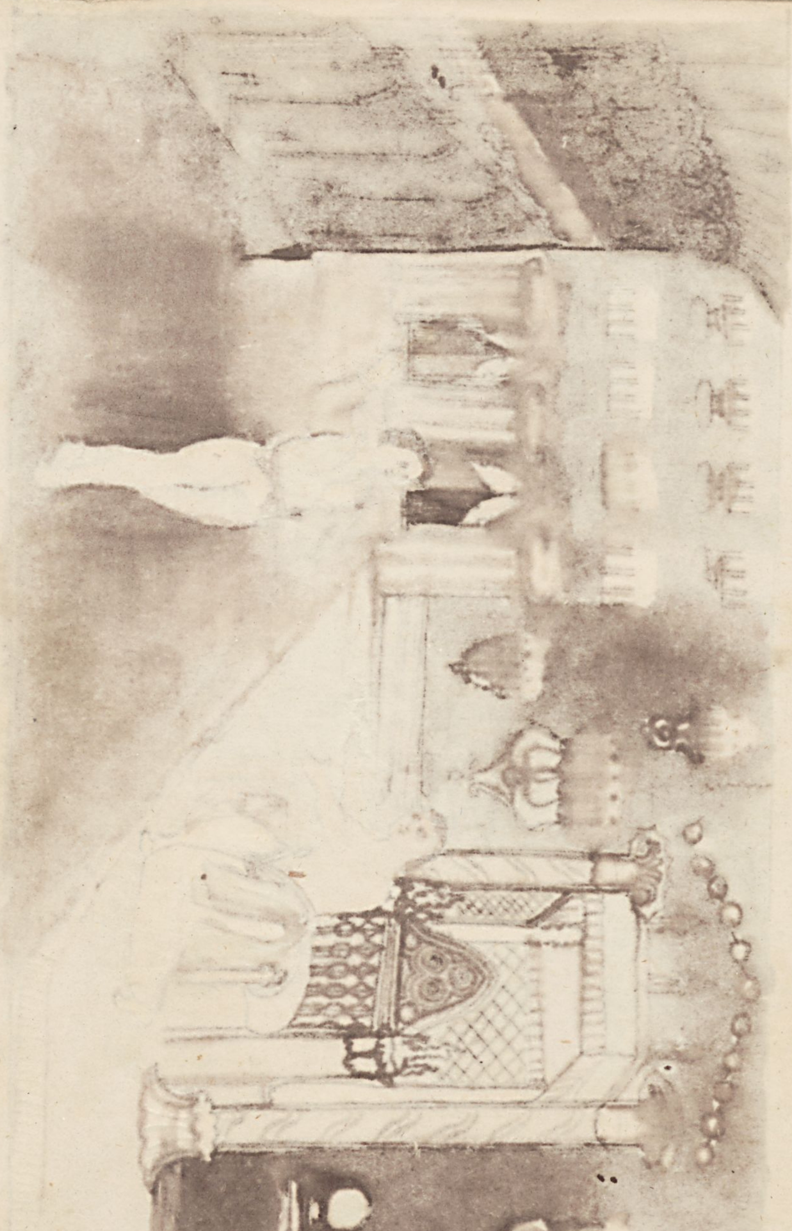
Es war einmahl ein armer Schafhirt, dessen Eltern schon längst das Zeitliche gesegnet, und der gar Niemand hatte auf Erden der sich seiner annahm. Der Bauer wo er im Dienste war, mißhandelte den unschuldigen Jüngling oft bis aufs Blut, und er mußte Tag und Nacht auf der einsamen Haide die Schafe hüten. Dabei erhielt er nur geringe Kleidung so daß er sich kaum vor der Kälte zu schützen wußte, und schlechte Kost. Von einem Lohne war gar keine Rede. Dies schmerzte den Hans – so hieß der Schafhirt – sehr tief, und oft fing er über sein Elend an bittere Thränen zu weinen. Einst schlief er darüber in einen Schlummer, und als er erwachte, stand ein weißes Männlein bei ihm, welches ihm aufzustehen und mit ihm zu gehen winkte, indem es ihm Glück und unsägliche Lust verhieß. Hans stand also auf, und begleitete das gespenstige Männlein welches ihn bei der Hand hielt. Nach langem Wandern kamen beide in einen großen tausendjährigen Urwald. Viele Stunden wallten sie durch die Riesenstämme dahin, und immer dichter und dunkler ward der Wald, und im-

nun mehr beschleunigte der Zwerg seinen Schritt. Hans begann sich zu fürchten und wollte umkehren, das Männchen aber sagte: „Hans! mach dir nichts daraus, du gehst deinem Glück entgegen. – Bald darauf sahen sie durch das Walddunkel einen hellen Schein dringen. Hans fragte was es sei. Nicht lange so standen sie vor einem großen herrlichen Schlosse, aus dessen hellbeleuchteten Fenstern und Thürmen der Schein kam. Das Schloß war ganz von Stahl und Marmor gebaut, die Wände glitzerten von Innen mit feinen Spiegeln und Edelsteinen. Die Fenster von Silber und den feinsten Glase waren, so wie die Thür und Möbel mit Gold eingefaßt, und die Decke und der Boden waren von weißesten Krystallen. Das weiße Männlein führte den Hans in das Innere eines großen Saales welcher festlich beleuchtet war. Überall wimmelte es von Dienern und Pagen in Samt und Seide gekleidet, und die erhabensten Musikklänge ergötzten das Ohr. Das weiße Männlein verschwand und zwölf Pagen führten den erstaunten Schafhirten mit allen Ehrenbezeigungen in einen prächtigen Pallast. Diamanten, Smaragden, Rubinen bedeckten die Wände, und tausend kleine Flämmlein aller Farben beleuchteten den angenehmen Raum. Ein Paradies. Und



Zu Seite 101

(CC BY-NC-SA 3.0 AT) www.landesbibliothek.steiermark.at - 101



in Mitte dieser Herrlichkeiten saß auf einem hohen kostbaren Thron eine liebliche ungemein reizende Jungfrau im weißen Kleide, jedoch mit entblößtem Oberleib. Als der Hirt zur Pforte herein schritt, winkte sie ihm, und sprach mit lächelndem Munde und wohlklingender Stimme: „Willkommen Jüngling! Sei mir gegrüßt du Naturblume aus dem Erdenreiche, mein Herz und König. Komm her, setze dich an meiner Seite hier, betrachte mich als deine Braut. Den Menschen Hans, ich bin die Bergkönigin, und da ich dich so lange, und unschuldig bei den Schafen sah, so habe ich beschlossen dich auf immer hier glücklich zu machen. Von nun an bist du mein Gemahl, und der König dieses herrlichen Schlosses, und eines großmächtigen Reiches.“ Und als sich der Hirt niedergesetzt, brachte man ihm die köstlichsten Speisen und Getränke in goldenen Gefäßen. Als er sich hinlänglich gesättiget, nahm ihn die reizende Jungfrau bei der Hand, und führte ihn in ein dunkles wohlriechendes Gemach wo ein Brautbett von feinster Seide aufgeschlagen war. Und als er sich zu ihr gebadet, feierte der junge König – einst Schafhirt – mit seiner liebenswürdigen Gemahlin, das erste Beilager. – Am andern Tag führte die Bergkönigin den Hirten in einen großen Saal, worin sich zwölf Thore befanden, welche davon ein jedes zu einem besondern Reich hinführte. Eilf davon waren ja von Silber oder Gold, das zwölfte ja-

doch von schwarzem Stein. Durch die elf Thore führte sie den jungen König, und kamen in schöne geschmackvolle Lust- oder Obstgärten, in Tanzsäle, in stille Lauben, in reiche Weinkeller, in Schatzkammer wo Gold und die seltensten Edelsteine aufbewahrt waren. Das zwölfte Thor mit den schwarzen Stein jedoch ließ die Königin unberührt, und warnte den Hans: so ihm sein Glück und sein Königreich lieb sei, ja dieses Thor nicht zu öffnen, und wenn er dieses thun würde, so würden sie wieder, und zwar auf ewig voneinander getrennt werden. Hans versprach es, nicht zu thun. Und so lebte er in diesem Schloße an der Seite seiner Königin alle erdenklichen Freuden und Lustbarkeiten genießend viele Jahre. Einst aber als seine Gemahlin aus gewissen Ursachen das Schloß auf einige Tage verließ, fing den Hans Langeweile an zu plagen, und die Neugierde, was wol hinter dem Thor von schwarzem Stein verborgen sein möchte, regte sich mächtiger als je, so daß er am Ende nicht widerstehen konnte. Behutsam öffnete er das Thor und trat hinein. Kaum war er darinnen, flog selbes hinter ihm zu, und es kam ein mächtiger Riese heraus, faßte den unglücklichen König bei den Füßen, und schleuderte ihn über den Hof weithinaus auf jene Haide wo seine Schafe noch immer weideten. Nimmer hatte Hans seine Königin gesehen.

Jh. K. Hofkögner.

(CC BY-NC-SA 3.0 AT) www.landesbibliothek.steiermark.at - 2013

Zu Bild 102

(CC BY-NC-SA 3.0 AT) www.landesbibliothek.steiermark.at - 2017

(CC BY-NC-SA 3.0 AT) www.landesbibliothek.steiermark.at - 2013

Die Bettlergallerie.

Komische Bildnerreihe von P. K. Rosegger.

Um 5 Uhr Morgens:

„Wünsch aus an guaten schön Tag – bitt aus gar schön thuats mir arme Haut a wos mit-theiln.“

Um 6 Uhr:

„An arme Brandsteuersammler thät a bitten um a bissl a Brand-steuer, hat vor drei Wochn is Dragann zwei Häuser und mei Kuhstall abbrennt.“

Um 7 Uhr:

„An armer Sparbschindler!“

8 Uhr:

„Mir helfen aus an um a Brod – hungrig hungrig!“

Um 9 Uhr:

„He! Vetter, bitt um an Kreuzer.“

Um 10 Uhr:

„Ein armer Reisender bittet um einen Zehrpfennig.“

Um 11 Uhr:

„Eine durchziehende Schweizerbuben-Gesellschaft bittet auch – den müssen sie die Geschichte ist so:- - - - “

Um 12 Uhr:

„Ein armer Reisender bittet wenn a bissel was z Essen wär.“

Der 1te:

„Lümpen! a Kreuzer is nigst, den b'halts selber, gelts mir a Moschel, sunst zünd i enk den Kaufstall an!“

Der 2te:

„Bitt Herrn Müller a bissel was mit theilen was enker gu-ter Mulln ist.“

Der 3te:

„Ein armer Reisender“

Der 4te:

„Meine Herren wenn i bitten darf – meine Herren wenn i bitten darf!“

(CC BY-NC-SA 3.0 AT) www.landesbibliothek.steiermark.at - 2013

… Uhr:

Bitt um einen Kreuzer."

… Uhr:

"Mädel, lassen sich die Mädel verheirathen, so stoßt der Mädel viel viel Glück zu."

Abends um 7 Uhr:
Kommt der Schneidergesell, und bittet seinen Leser für das Kalender kaufen um 3 Kreuzer was nit zu viel is. — Weiters wünscht er Allen und Jeden g Glück und Segen, und eine gute Nacht.

Inhalt.

Seite.

Titelbild: „Gablenz" S. 77.

Gruss an teutsche Brüder! Gedicht von P. K. Rosegger.

Amor im Hochland. Volksgeschichte aus Steiermark v. P. K. Rosegger. Mit 2 Bildern. 5

Das Thaliatheater in Graz. Mit 1 Bilde 43

Steirische Lieder: der steierische Bua, s' Suntakind an die Kalendermacher. Von P. K. Rosegger 44

Ein junger Poet. Originalerzählung aus dem vorigen Jahrhundert v. P. K. Rosegger. Mit 2 Bildern 47

S' bedrog'ne Diandl. Gedicht in steirischem Dialekt v. P. K. Rosegger 75

Gablenz, zum Titelbilde 77

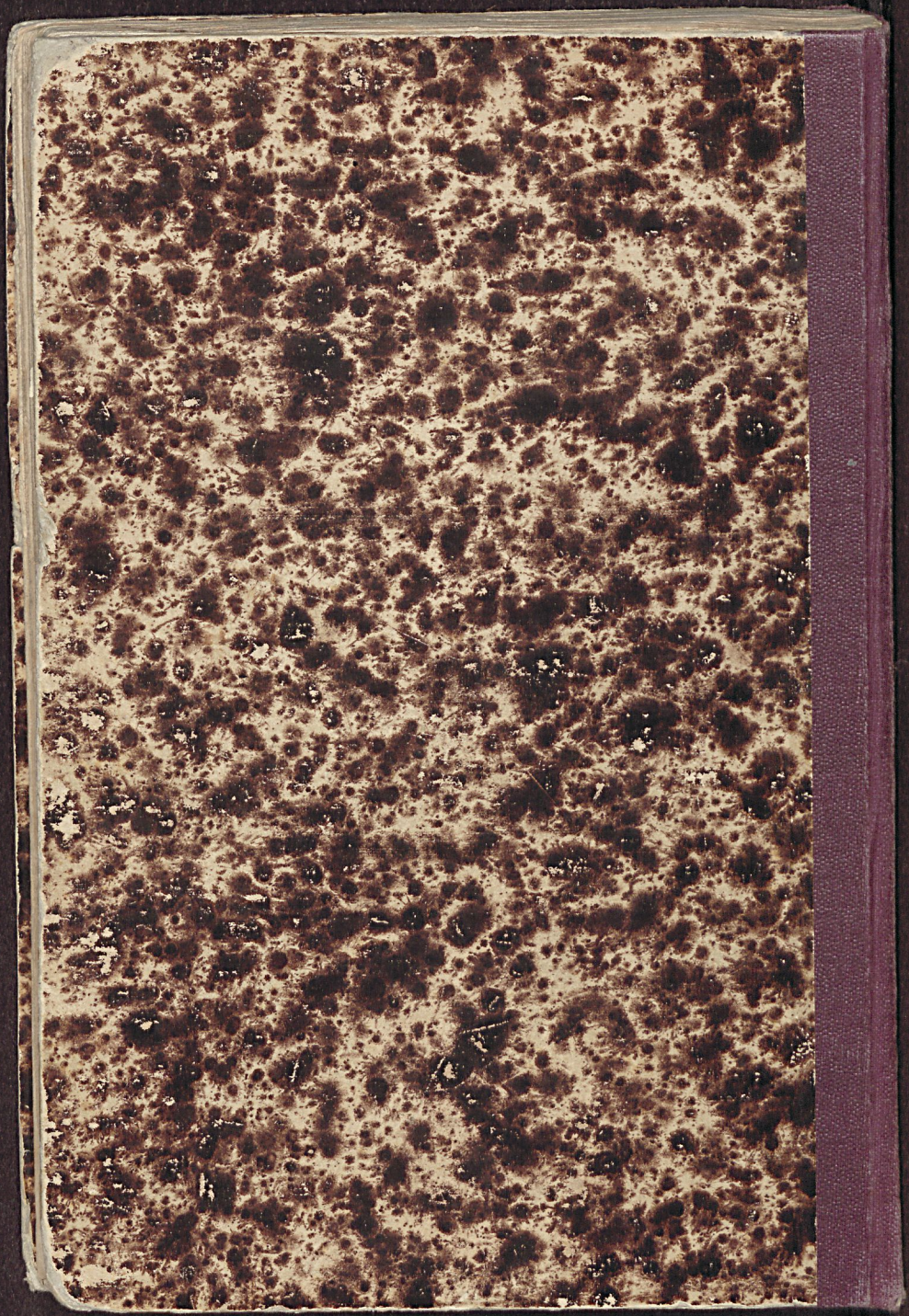
In der Hofburg. Erinnerung aus meinem Leben. v. P. K. Rosegger —

Das Lied von der Nacht. von P. K. Rosegger, in Musik gesetzt von J. C. Schmölzer. Mit Illustration — — — 85

Das Semmeringfest bei Mürzzuschlag den 31. Juli 1864. Mit einem Bilde. — — — — — — 93

Hanes. Märchen von P. K. Rosegger. Mit 3 Bildern — — — — — — — 9[illegible]

Bettlergallerie. Komische Bilder. nach P. K. R.


(CC BY-NC-SA 3.0 AT) www.landesbibliothek.steiermark.at - 2013